

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Verrathen. Von J. Trojan (zur gleichbenannten Illustration von G. Knorr). — Cäcilie. Novelle von Gustav zu Putlig. (Fortsetzung). — Ein Waidtag auf Wilhelmshöhe. Von Helene. — Gedicht. Von Hermann Lingg. — Vittoria Accoramboni. Von Karl Frenzel (mit Illustrationen von Grot' Johann). — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Seigel. (Fortsetzung). — Die Mode. Von Veronika von G. — Der Störenfried. Eine Hofgeschichte. (Eithouetten von Amalie Molière, mit Versen von J. Trojan). — Spiegelbilder aus der Gesellschaft. — Schach. — Nebus. — Correspondenz.

Verrathen.

Von J. Trojan.

Es kann mitunter in Frage kommen, ob man einen Freund, den man beim Verüben einer ungesetzlichen Handlung betrifft, der Strafbehörde übergeben soll. Handelt es sich um Wohl und Wehe des Vaterlandes oder auch nur um das Schicksal der Stadtgemeinde, so ist es über allem Zweifel, daß die Pflichten der Freundschaft nachstehen müssen der Rücksicht auf das Gemeinwohl. Für unzählige andere Fälle läßt sich eine allgemeine Vorschrift nicht geben. In diesen Fällen muß ein Jeder das thun, was sein Gewissen als das Beste ihm anrath. Jedem ist zu wünschen, er möge so handeln, daß er nicht später Reue und Kummer empfinden müsse.

Nach dieser Betrachtung blicken wir in das Zimmer, in dem Franz und Clara von einer jungen, sehr anmuthigen Lehrerin Unterricht erhalten. Die Stunde nähert sich schon ihrem Ende, da bemerken Clara's unruhige Augen, daß Bruder Franz unter dem Tisch ein Blatt hält, aus dem er augenscheinlich für seine Arbeit reichliche Unterstützung an Vocabeln und Regeln bezieht. Das bemerken und es der Lehrerin sagen, ist für Clara Sache eines Moments. Wenn wir fragen: wie war es ihr möglich? so lautet die Antwort: ein Grund läßt sich nicht finden — sie sah und sagte. Hinzugefügt muß jedoch werden, daß sie die Sache in dem Augenblick, als sie dieselbe zur Anzeige brachte, außerordentlich spahsthaft fand. Vielleicht kam sie aus Versehen zu der Annahme, daß die Lehrerin ihre Freude über die interessante Entdeckung theilen werde.

Aber die Lehrerin nimmt die Sache mit furchtbarem Ernst auf. Sie beschleift, anfangs vor Schrecken und Zorn ordentlich starr zu sein, und sie ist es. „Franz, das ist ja ganz schrecklich!“ sind ihre ersten Worte. Dann hält sie ihm mit peinlicher Ausdrucksfülle das Abscheuliche seines Verfahrens vor. Sie vergißt nicht, darauf aufmerksam zu machen, welche unerhörte Dreistigkeit es sei, dicht unter den Augen der Obrigkeit dergleichen zu verüben. Endlich läßt sie es dahingestellt sein, ob der Fall sich

dazu eigne, behufs exemplarischer Ahndung vor die alleroberste Behörde gebracht zu werden.

Je länger die Lehrerin zürnt, um so bestürzter wird Clara. Jetzt erst begreift sie, daß es sich um ein Capitalverbrechen handelt, und doch hätte sie das vorher schon wissen können. Nein, daran hat sie nicht gedacht, daß die Sache einen solchen Verlauf nehmen werde! Nun hat sie den Bruder ins Unglück gebracht, und voraussichtlich wird er ihr deswegen ewig

aufgelegt; aber sein Benehmen athmet eilige Kälte, und sein Blick zeigt, daß er bis ins Herz des Herzens hinein verlegt ist. Er entfernt sich jetzt gern von Hause und verkehrt mit Knaben, die er früher nicht leiden mochte. Auf den Nachmittag, den er sonst mit Clara zusammen im Garten zu verjuben pflegte, hat er jetzt gewöhnlich mit einem Karl oder Fritz oben an den Bappeln oder unten am Teich ein Rendezvous verabredet und muß schnell dort hin, damit der Andere nicht warte. Selbst Fremden fällt es auf,

daß er Amtmann's kleiner Marie den Hof macht. Der bringt er jetzt die kleinen Schätze, die er auf seinen Streifzügen aufreibt: bald ein Stück bunten Glases, bald einen Vogel, bald eine ganze Serie von gewissen runden blauen Steinen, die sich nur an einer bestimmten Stelle finden und zur Zeit sehr beliebt sind.

Schwer erträgt Clara die Zeit des Geplänkelns. Unablässig macht sie sich Vorwürfe, und immer schwärzer und unheilvoller erscheint ihr, was sie gethan hat. Sie hat in der Unterrichtsstunde gehört, wie schon die alten Völker über Verrath urtheilten, und bald ist sie nahe daran, sich mit Epithales, der die Sparter verrieth, zu vergleichen. Sie glaubt wahrzunehmen, daß die Lehrerin seit jener verhängnißvollen Stunde sie verachte. Einer Freundin sich zu vertrauen wagt sie nicht, aus Furcht, daß sie dann von allen werde gemieden werden. Denn wer mag mit einer Angeberin zu schaffen haben?

Das geht so zwei, drei Tage. Am vierten Tage

kann Clara es nicht mehr ertragen, vom Bruder gehaßt zu werden. Sie sucht ihn auf und findet ihn hinter dem Garten am Bach, wo er unter einem Baum sitzt und Stöcke schält. Eine Weile steht sie mit pochendem Herzen in einiger Entfernung von ihm und hört ihn schnitzeln. Dann tritt sie an ihn heran und sagt: „Franz, bist Du mir noch böse?“

„Ich Dir böse. Warum denn?“

„Weil ich Dich neulich dem Fräulein anzeigte, als Du Etwas unter dem Tisch hattest.“

„So, das meinst Du.“

„Lieber Franz, ich habe mir Nichts dabei gedacht.“

Er nickt mit dem Kopfe, als meinte er: Ja, das glaube ich wohl; aber sieh, das ist das Schlimme, daß ihr Etwas sagt, ohne euch dabei Etwas zu denken.



Verrathen. Von G. Knorr.

böse sein. So denkt sie, und ihr kommen die Thränen in die Augen.

Bruder Franz erträgt sein Unglück — denn als ein solches sieht er den Fall an — mit männlicher Fassung. Hinzukommt, daß der Schmerz, bei einem Vergehen ertappt zu sein, in seinem Gemüth von einem weit größeren Schmerz überhäuft wird. Er ist verrathen, verrathen von der eigenen Schwester! Das ist eine so schwere unverzeihliche That, daß dagegen das Blatt unter dem Tische zu einem ganz harmlosen Versehen wird.

Als die Stunde geendet hat, da zeigt es sich, daß in den Beziehungen der beiden Geschwister zu einander eine völlige Umwandlung eingetreten ist. Sie fühlen es beide, daß zwischen ihnen vorläufig Alles aus ist. Auch jetzt versäumt Franz seiner Schwester gegenüber nicht die Pflichten, welche ritterliche Galanterie ihm

„Es war recht schlecht von mir. Du hast nie gegen mich so gehandelt. Als ich die große Malabaster-Schale von Onkel Richard zerbrochen hatte, sagtest Du nachher, wir beide hätten es gethan. Aber ich hatte es ganz allein gethan, wie ich die Krage hineinsetzen wollte.“

„Ich weiß nicht mehr, was ich damals sagte.“

„Es thut mir sehr leid, Franz, und ich will es nie wieder thun. Sei mir jetzt nicht mehr böse — es ist zu schrecklich, wenn Du mir böse bist.“

Er springt auf, reicht ihr die Hand und sagt: „Nein, nein! ich bin Dir nicht mehr böse.“ Dann nimmt er seine Stöcke zusammen und eilt davon, denn er ist kein Freund von Scenen. Aber innerlich ist er sehr froh darüber, daß es nun so gekommen ist, und während er zwischen den Hecken hinstreicht, beschließt er: es soll jetzt Alles vorbei sein.

Gegen Abend kehrt er zurück und bringt für Clärchen einen Zweig mit, der über und über mit Kirschchen bedeckt ist. Es sieht reizend aus, denn die meisten der Kirschchen sind auf der einen Seite schon roth und einige von ihnen lassen sich, wie Franz bemerkt, allenfalls schon essen.

Das war das Pfand der Veröhnung. Wer am anderen Tage die Beiden sah, konnte, auch wenn er sie scharf beobachtete, nicht auf den Gedanken kommen, es sei zwischen ihnen je Etwas vorgefallen.

Cäcilie.

Novelle von Gustav zu Putlitz.

(Fortsetzung.)

V.

Der Obrist und seine Frau hatten ein ganz anderes Resultat der Unterredung zwischen dem Mündel und dem Baron erwartet, und waren nicht wenig erstaunt, als sie letzteren, ohne sich bei ihnen zu verabschieden, das Haus verlassen sahen, und als dann Cäcilie ihnen eröffnete, sie hätte Gründe gehabt, den Freier so entschieden zurückzuweisen, daß er nicht wagen würde, ihr im Leben wieder zu begegnen, müsse aber bitten, diesen Gründen nicht nachzuforschen und überhaupt der ganzen Werbung nie wieder Erwähnung zu thun. Das alte Ehepaar fiel aus den Wolken, Cäcilie war jedoch so fest, daß es wohl einfach, einer unwillkürlichen Entscheidung gegenüber zu stehen.

Aber das Verhältniß wurde dadurch nur um so peinlicher, und Cäcilie erklärte ihren Entschluß, auf Reisen gehen zu wollen, zu welchem Zweck sie ihre frühere Erzieherin, die sich verheiratet hätte und Wittve geworden sei, auffordern wolle, ihr Schutz und Begleitung zu sein. Die Frau Professorin, die ihren früheren Zögling zärtlich liebte, außerdem in sehr beschränkter Verhältnissen lebte, war gern bereit, und so verließ Cäcilie das Haus des Vormunds, um ein Jahr in Italien zuzubringen, bis zu ihrer Mündigkeit, fest entschlossen, sich aber dann selbstständig zu etabliren.

Der ohnehin so wenig zu beeinflussende Charakter entwickelte sich auf der Reise nur noch unabhängiger, denn wenn das junge Mädchen auch in aufrichtiger Freundschaft an der Begleiterin hing und sie die Ueberlegenheit ihrer Stellung niemals empfinden ließ, ordnete sich diese doch aus freien Stücken unter. Im Herbst 1847 waren die Damen über Florenz nach Rom gereist und hatten dort in einem großen Kreis von Landsleuten, der sich schnell zusammensand, angenehme Monate verlebt, reich an Kunststudien und Kunstgenüssen. Es konnte nicht ausbleiben, daß das schöne, geistvolle und wohlhabende Mädchen die Aufmerksamkeit auf sich zog und daß es vielfach umworben wurde, aber die Selbstständigkeit war ihr so lieb geworden, ja sie meinte selbst, sie so wenig entbehren zu können, daß sie jeden Antrag zurückwies. So hatte sich jener verhängnißvolle Abend wirklich als eingreifend in ihr Geschick, nachwirkend auf ihre ganze Ausbildung gezeigt. Der Muth, mit dem sie das Abenteuer bestand, hatte sie zuversichtlich gemacht, über ihre Jahre hinaus, der kleine Roman, den sie sich aus demselben schuf, ihr Herz, mehr als sie sich selbst eingestand, beschäftigt, die Art, wie er zum Abschluß kam, sie erkaltet und ihr eine Mißachtung gegen die Menschen gegeben, die ihrer eigentlichen Natur so widersprechend war. In Gedanken hatte sie mit der ganzen Sache abgethan, die Spuren gingen weiter durch ihr Leben.

Die ersten drohenden Wolken am politischen Himmel des Jahres 1848 zogen auf, und bei den leicht erregbaren Italienern flammte schon hier und da ein Blitz auf, blendend, aber nicht vernichtend, die Vorläufer einer Bewegung, die erst zwei Jahrzehnte später die Gestaltung des Landes erschüttern und umwandeln sollte.

Cäcilie war mit der Begleiterin nach Neapel gegangen, und in dem Zauber der Natur, der das begeisterungsfähige Gemüth des jungen Mädchens ganz erfüllte, ging ihr ein neues Leben auf. Wenige ihrer Freunde aus Rom waren ihnen gefolgt, immer noch aber blieb ein kleiner Kreis zu gemeinsamen Ausflügen, die meist auf mehrere Tage ausgebehnt wurden. Was kümmerte sie die politische Erregung des Landes, das nicht ihre Heimath war, die kleinen Volksausläufe, die sich fast täglich wiederholten und sich wie ein Carnivalscherz mit lärmendem Jubel zerstreuten? Alles das erschien so harmlos, und man war in Neapel daran gewöhnt, das Volksleben auf der Straße abrollen zu sehen. Eine umgestürzte Marktbude, ein Improvisator auf dem Molo rief die Menge ebenso zusammen, wie diese kleinen Revolutionen, die die Belustigung der Abendstunden zu machen pflegten.

Die Damen hatten ein Quartier in der Toledostraße genommen und waren ganz daran gewöhnt, wenn sie von einer Meerfahrt oder einem Ausflug in die Umgegend zurückkamen, den Platz vor dem Schlosse mit Menschen angefüllt zu sehen, die lachend auf die Frage, was denn der Zweck ihres Zusammenströmens sei, die Antwort gaben: „Nichts, eine kleine Revolution!“ Das Volk in Neapel ist eine Schaar von Kindern, voll Lebenslust, Heiterkeit, Muthwillen und harmlosen Kindischbleibens.

Allmählig aber nahmen diese Bewegungen doch einen ernsteren und drohenderen Charakter an. Man fühlte, daß sie nur eine Maske waren, hinter der ein ernsteres Gesicht steckte, Absichten, von denen die lärmende Menge Nichts ahnte. Es lag eine schwüle Luft über der Stadt, und schon schlüpfen durch das Volksgewühl schweigende Gestalten aus der gebildeten Klasse, die nur hier und da mit flüsterndem Wort einen Funken hinwarfen, um zu versuchen, ob er zünden würde.

Die Professorin machte zur Abreise, aber Cäcilie wollte sich nicht von dem Ort trennen, dessen Zauber sie ganz im Bann hielt, und vor allen Dingen mochte sie nicht in die Heimath zurückkehren,

in das Haus des Vormunds, in die Erinnerungen einer fatalen Begegnung, die ihr fast wie der Schatten einer Mitschuld auf der Seele lag. In wenig Monaten würde sie mündig. Dann konnte Niemand sie hindern, ihr Leben selbstständig zu gestalten, ihr Vermögen nach eigenem Wunsch zu verwenden, und der Professorin hatte sie schon das Versprechen abgenommen, sich nicht von ihr zu trennen.

Es war in der Frühstunde des 10. Mai 1848, als Cäcilie, wie sie pflegte, ausging, um einen Spaziergang durch die Stadt, an das Meer oder durch die schattigen Wege der Villa reale zu machen. Wie erstaunte sie, als sie die Toledostraße durch eine Reihe von Barrikaden gesperrt fand, die über Nacht aufgerichtet, fester und fester gemacht wurden. Auch diese waren freilich wie zum Scherz, wie ein Spielzeug aufgerichtet, und der Emsigkeit, mit der man sie zusammenzutrug, aus Möbeln, Kisten, umgestürzten Wagen, fehlte der Besorgniß erregende Ernst. Cäcilie lachte über diese Anstalten und als sie heiter die Leute fragte, wie sie denn über dieses Gerümpel fort zu ihrem Spaziergang kommen solle, waren gleich eine Menge Hände bereit, der fremden Signora einen Weg zu bahnen und ihr über die Hindernisse fortzuhelfen. Einige ernstere Männer mahnten aber doch, heute im Hause zu bleiben, man könne den Ausgang nicht vorhersehen, und in einer Stunde möchte die Rückkehr zur Wohnung unmöglich sein. Cäcilie wollte noch immer nicht daran glauben, als aber auch die Frau Professorin erklärte, sie ginge keinen Schritt weiter, mußte sie sich wohl entschließen, den Spaziergang für heute aufzugeben.

Von ihrem Fenster konnte sie den Platz vor dem königlichen Schlosse übersehen. Da standen die Schweizer-Regimenter, die einzigen, auf deren Zuverlässigkeit der König noch bauen konnte, aber heiter, mit zusammengestellten Gewehren, ohne irgend drohende Zeichen, plaudernd mit einzelnen gut gekleideten Civilisten. Es sei eine Deputation beim König, hieß es, man verhandele um kleine Concessionen, die Barrikaden sollten den Wünschen nur Nachdruck geben. Niemand zweifelte an einem friedlichen Ausgange.

Da plötzlich fiel von der äußersten Barrikade ein Schuß auf die Soldaten, und damit war das Zeichen zum Kampf gegeben. Wie ein Blitz aus kaum bewölktem Himmel hatte es eingeschlagen. Wie fortgesetzt verschwanden die müßigen Zuschauer vom Platz; in einem Augenblick standen die Schweizer-Regimenter geordnet in Reihe und Glied, eine volle Salve krachte gegen die erste Barrikade, die schwach vertheidigt, von den Soldaten gestürmt wurde. Nun entbrannte ein Straßenkampf, dessen Erbitterung, dessen Wuth sich von Moment zu Moment steigerte. Aus allen Fenstern der Toledostraße wurde auf die Soldaten geschossen, Haus für Haus, Barrikade auf Barrikade mußten sie nehmen. Ein wüthes Bild der Verheerung rollte sich auf. Wenn ein Haus genommen war, schleppten die Soldaten die Männer, die sie in demselben fanden, oft verwundet und blutend zum Hafen auf die Kriegsschiffe, das Haus mit den zertrümmerten Thüren und Fenstern blieb den Lazaroni zur Plünderung Preis gegeben, denn diese Schaar von Müßiggängern, die bei Anfang des Kampfes wie in die Erde verschwunden waren, tauchte wieder auf, als der Sieg sich unzweifelhaft für das Militär herausstellte. Während nahmen sie Partei gegen die Vornehmen, die diesen Kampf hervorgerufen hatten, für die Soldaten, die ihnen das Vergnügen des Plünderens gönnten. Und wieder war es wie die Lust der Kinder, die aus Allem ein Spielwerk zu machen wissen. Was sie gebrauchen und nicht gebrauchen konnten, schleppten sie zusammen, jubelnd über einen Besitz, den sie im nächsten Augenblick zerbrachen, fortwarfen, oder den ihnen ein Anderer entriß.

Cäcilie und die Professorin hatten zuerst den Kampf von ihrem Fenster übersehen können, aber näher und näher rückte er ihrem Hause; Männer drangen in ihr Zimmer und besetzten ihre Fenster zur verzweifeltsten Gegenwehr. Jeden Augenblick hoffte man auf eine Gegenordre, die den Soldaten gebieten würde, den Kampf aufzugeben. Sie kam nicht, und man vertheidigte sich weiter, aber schon ohne Aussicht auf einen Sieg. Man sah, die Regierung hatte sich auf diesen Schlag vorbereitet, hatte die Aufregung sicher gemacht durch nachgebende Verhandlungen und war diesmal nicht gewillt, den Vortheil der Gewalt aufzugeben und zu schonen.

Die Damen hatten sich angstvoll in das Hinterzimmer zurückgezogen und immer näher hörten sie den Kampf kommen. Cäcilie, besonnen und klar, hatte Geld, Schmuck zu sich gesteckt, packte Papiere und Kleider, die Professorin saß bleich, mit gefalteten Händen, zitternd auf der äußersten Kante des Bettes. Das muthige Mädchen, als die erste Spannung vorüber war, öffnete leise die Thür zum Nebenzimmer. Sie hatte nicht die Geduld, abzuwarten, sie mußte wissen, was vorging, wie auch die Freundin sie beschwor, ihr Leben nicht in unnützer Gefahr aufs Spiel zu setzen.

Nun war der Kampf nahe heran, der Sturm auf ihr Haus begann. Die Herren im Zimmer rüsteten sich zu verzweifelter Gegenwehr. Sie luden, schossen aus den Fenstern und duckten dann zur Seite, während die Kugeln von unten ins Zimmer schlugen. Da, eine starke Salve auf der Straße, ein Krach, in dem das Haus erdröhnte, die Thür war gesprengt, und schon stürmten die Soldaten auf der Treppe. Schnell, meist die Gewehre zurücklassend, flohen die Vertheidiger aus dem Zimmer und einen Augenblick später war dasselbe von Soldaten erfüllt. Sie fanden den Raum leer und stürmten gegen die Thür des Nebenimmers. Ruhig trat ihnen Cäcilie entgegen. „Hier sind nur friedliche Frauen, Freunde!“ sagte sie, „die nicht Theil haben an dem schrecklichen Kampf.“

Einen Augenblick imponirte die Festigkeit des jungen Mädchens den Wüthenden, dann aber, mißtrauend, stürmten sie in das Nebenzimmer, Cäcilie, die ihnen entgegenzutreten versuchte, zur Seite reichend. Da drang auch schon lärmend der Böbel nach. „Nur Weiber sind hier? Weiber!“ rief es wild durcheinander. „Und die haben geschossen auf unsere braven Soldaten? Da liegen noch die Gewehre. Nieder mit den Weibern!“

Ein Paar wilde, zerlumpte Kerle hatten die liegen gebliebenen Gewehre ergriffen und schwenkten die Kolben wild um des jungen Mädchens Kopf, während die Anderen wüthend auf sie losstürmten, ergreifend, was ihnen irgend als Waffe dienen konnte.

Cäcilie hielt sich für verloren, aber ohne einen Angstlaut von den Lippen, ohne Versuch fruchtloser Gegenwehr, fest der Gefahr ins Auge sehend, stand sie stolz aufgerichtet da. Schon wollten die drohenden Waffen auf ihr Haupt niederfallen, als ein donnernder Halm die Wüthenden aneinander stob. Ein junger Schweizer Offizier hatte sich zwischen Cäcilie und ihre Bedränger gestellt, mit gezücktem Degen, mit der eigenen Brust das junge Mädchen schützend.

„Der ist des Todes, der die Signora berührt!“ rief er.

Murrend wich der Böbel zurück. „Sie hat geschossen aus dem Fenster!“ murmelten Alle durcheinander.

„Fort aus dem Zimmer!“ herrschte der Offizier und befahl den Soldaten, die Eindringlinge hinauszujagen. Es bedurfte keiner Gewalt, lachend, mit einem Erviva auf den tapferen Offizier, stürmte die Menge fort, die Treppe hinunter. Es wurde ihr zum Spaß, daß ihr diesmal der Spaß verborben wurde, für den sie sich im Nebenhaus entschädigte.

Cäcilie stand ihrem Befreier gegenüber, ihr Athem stockte, Thränen stürzten ihr aus den Augen. Die Aufregung, die im Augenblick der Gefahr sich dem Muth untergeordnet hatte, gewann seine Gewalt im Moment der Rettung.

Sie trat auf den jungen Mann zu, der zurückgewichen war und den Blick zu Boden senkte, und reichte ihm die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen mein Leben!“ sagte sie mit von Thränen erstickter Stimme.

Der junge Offizier erröthete, und während ein freudiger Ausdruck über die muthig männlichen Züge flog, erwiderte er, ohne aber die dargereichte Hand zu ergreifen: „Ich that nur meine Pflicht, mein Fräulein. Ich hatte das Glück, ein Unrecht verhindern zu können, und das tröstet mich in etwas über so manches Unrecht, das ich heute geschehen lassen mußte.“

„O, enden Sie diesen schrecklichen Kampf!“ rief Cäcilie, „dies nutzlose Blutvergießen!“

„Ich bin Soldat!“ war die Antwort. „Dhne zu prüfen, thun, was man mir befehlt, ist meine Pflicht, und es gibt schwere Pflichten. Ich habe auch auf dies Haus Feuer commandiren müssen und wußte, daß Sie hier waren. Gott sei Dank, ich kam nicht zu spät.“

„Wie?“ rief Cäcilie, „Sie kannten mich, wußten, daß ich hier?“

Der junge Mann ließ sie nicht ausreden. „Ich muß fort,“ sagte er, „aber Sie müssen erst in Sicherheit sein. Hier dürfen Sie nicht bleiben, nicht in Neapel, wo für die nächsten Tage noch die Zügellosigkeit die Herrschaft haben kann. Meine Soldaten sollen Sie und Ihre Sachen in ein Boot geleiten, das Sie nach Sorrent bringt.“

Er gab seine Befehle, und zwei Soldaten nahmen die Sachen auf und schickten sich an, die Damen zu begleiten.

Der junge Offizier grüßte stumm militärisch und wollte fortteilen.

Cäcilie trat ihm in den Weg. „Ich gehe nur, wenn Sie mir versprechen, nach Sorrent zu kommen, sobald es Ihre Zeit erlaubt, mir Gelegenheit zu geben, meinem Lebensretter zu danken.“

Der Offizier machte eine abweisende Bewegung.

„Nur so sagen, daß Sie unverfehrt die Gefahr dieses Kampfes, in den Sie zurückgehen, bestanden. Ich werde auf Sie warten in Todesangst!“

Der junge Mann besann sich einen Augenblick, dann sagte er fest: „Ich werde kommen, wenn ich lebe!“ und eilte fort.

Die Soldaten führten die Damen über die Trümmer, zwischen den Blutlachen auf der Straße, im Rücken des wieder neu entbrannten Kampfes dem Meere zu. Die Professorin klammerte sich krampfhaft an Cäcilie, die zerstreut, auf Nichts achtend, dahin schritt. Als sie im Boot saß, daß die Soldaten fast mit Gewalt gedungen hatten, warf sie ihnen noch ihre Börse zu.

Leise glitt der Nachen über den prächtigen Golf, immer mehr verlang in Rauschen der Wellen der Lärm des Kampfes, immer näher kamen sie dem friedlich stillen Sorrent, umweht vom Drangenduft seiner Gärten. Cäcilie sprach kein Wort auf der Fahrt. Vor ihren Gedanken stand das Bild des Retters, in der Schönheit und Kraft der Jugend, in der Bescheidenheit des Muthes. Sie bangte um ihn mit mehr als Dankempfindung. Und doch hatte sie ihn nie vorher gesehen, obzwar er sie kannte, wußte, wo sie wohnte. Sie schalt sich, daß sie die Soldaten nicht um seinen Namen gefragt hatte.

VI.

Es vergingen Cäcilien mehrere Tage in Sorrent in bangster Erwartung. Würde ihr Retter und Beschützer, wie er es versprochen hatte, kommen? Es erschien dem jungen Mädchen so unnatürlich, daß es ihm nicht einmal einen Dank aussprechen sollte, und von Tag zu Tag harrend, stundenlang hinübersehend über den sonnenbeglänzten Golf, ob nicht ein Boot den Erwarteten brächte, steigerte sich die Angst, daß ein Unfall in der noch immer drohenden Gefahr ihm begegnet sei, die ihn abhielte, sein, wenn auch sichtlich mit Widerstreben, gegebenes Wort zu lösen. Die Frau Professorin konnte die ungeduldige Erregung ihres Schützlings nicht übersehen, war aber selbst noch so unter dem Einfluß des eben überstandenen Schreckenstages, daß sie nicht weiter darüber nachdachte und nur immer wieder auf die Rückreise in die Heimath mit erster sicherer Gelegenheit drang. Sie hatte erfahren, daß am nächsten Tage ein Dampfboot von Neapel nach Genua abginge, und verlangte nun mit einer Entschiedenheit, die sie zum ersten Mal ihrem früheren Zögling gegenüber geltend machte, dasselbe zu benutzen und keinen Tag länger in einem Lande zu verweilen, das anstatt eines Genusses nur Gefahren böte in diesem Augenblick, namentlich für zwei unbeschnittene Frauen.

Cäcilie konnte vernünftiger Weise Nichts einwenden und scheute sich der Empfindung Worte zu geben, die ihr die Abreise so schwer machte. Sie erklärte nur einfach, daß sie noch nicht in die Heimath zurückkehren willens sei und keinesfalls jetzt schon Sorrent verlassen würde. Zum ersten Mal kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen den beiden Frauen, bei dem die Thränen namentlich bei der Frau Professorin nicht fehlten, und in dem sich Beide zu solcher Energie ihres Willens steigerten, daß ein ernstlicher Bruch nicht fern war.

Mitten in diese Aufregung hinein meldete die cameriera des Hauses einen Besuch. Das Mädchen konnte den deutsch klingenden Namen des Fremden, der den Damen gemeldet sein wollte, nicht aussprechen und reichte, unter vergeblichen Versuchen dazu, die Karte, die ihr eingehändig war. Die Professorin las, „Arved B...“, einen bekannten Schweizer Patriziernamen, mit dem Zusatz „Oberleutenant im 4. neapolitanischen Schweizerregiment.“ Cäcilie erblickte und mit bebender Stimme bat sie das Mädchen, den Fremden einzulassen.

Der junge Mann, in dem die Damen sogleich ihren Beschützer erkannten, obgleich er in einfacher Civilkleidung war, nicht in der Uniform seines Regiments, trat schüchtern ein. Er sah blaß aus, wahrscheinlich in Folge einer leichten Verwundung in den Arm. Er hatte ein edel geschnittenes Gesicht und eine schlank, männlich schöne Gestalt. Mehr als das mußte aber seine sichere und doch so bescheidene Haltung einen günstigen Eindruck machen. Cäcilie trat ihm mit freudiger Erregung entgegen. Sie wollte einen Dank

stammeln, ihrer Freude Ausdruck geben, daß ihr die Gelegenheit werde, diesen auszusprechen zu können, aber der junge Offizier, auf einen Augenblick tief erröthend, schnitt ihr das Wort ab. „Hätte ich dazu bei unsemern ersten Begegnen Zeit gehabt,“ sagte er, „würde ich gleich an mein Versprechen, die Damen hier aufzusuchen, die Bedingung geknüpft haben, daß von einem Dank, den ich nicht verdiene, keine Rede wäre. Ich würde auch mein Versprechen gar nicht gehalten haben, denn mein wohl zu vorsichtiger Arzt hatte mir auf das Entschiedenste verboten, mein Zimmer zu verlassen, aber die Nothwendigkeit zwang mich. Ich muß den Damen den Rath geben, unbedingt mit dem morgen abgehenden Dampfer abzureisen und zwar noch heute Abend an Bord zu gehen. Die Revolution ist in Sicilien ausgebrochen, mit mehr Erfolg, als hier, aber auch hier ist die Flamme nur gedämpft, nicht erstickt, und wir stehen in jeder Beziehung, auf vulkanischem Boden.“

„So sehen Sie sich aufs neue einer Gefahr für uns aus,“ erwiderte Cäcilie, die jetzt erst die Binde um den Arm des Offiziers bemerkte, „und dürfen wir auch für diese neue Aufopferung nicht danken?“

Der junge Mann machte eine halb bittende, halb abweisende Bewegung mit der Hand.

„Nun denn,“ fuhr Cäcilie fort, „man kann dankbar sein, ohne zu danken.“ Es lag etwas Gefränktes im Ton ihrer Stimme, wenn sie auch das nicht beabsichtigte.

Die Frau Professorin war überglücklich, daß ihre Meinung über die Abreise, die durchzusetzen sie vor einer Viertelstunde noch so wenig Hoffnung hatte, nun auf einmal zur Geltung kam, und ging gleich an die Vorbereitungen.

Cäcilie hatte indessen den jungen Mann gezwungen, sich auf die chaise longue zu legen, hatte die Kissen zurecht gerückt, um dem kranken Arm die möglichst bequeme Lage zu geben, sorgte für Erfrischungen, und er mußte sich das gefallen lassen, so sehr er versuchte, scherzend dagegen zu protestiren. Er fühlte aber, wie dadurch der Verkehr, der nach seiner Zurückweisung jeden Dankes etwas Bekommenes bekommen hatte, sich unbefangener gestaltete, und bald waren die jungen Leute in heiterem Gespräch, wie alte Bekannte.

„Eins müssen Sie mir beichten,“ sagte Cäcilie nach einiger Zeit. „Woher kannten Sie mich, und wie wußten Sie meine Wohnung in Neapel?“ Der junge Mann erröthete wieder, aber, als sei er auf die Frage gefaßt gewesen, antwortete er ganz ruhig: „Ich hatte Sie jeden Morgen an meinem Fenster vorübergehen sehen, und da man sich in der Fremde für die Landsleute interessiert, denn wir haben ja eine Muttersprache und können so fast für Landsleute gelten, obgleich Sie Norddeutsche sind und ich Schweizer, hatte ich durch gemeinsame Bekannte Ihren Namen, Ihre Wohnung erfahren. Als ich nun durch meine Soldaten das Haus stürmen lassen mußte, in dem ich Sie wußte, überfiel mich solche Todesangst, daß ich, Nichts achtend, an Nichts weiter denkend, als an Ihre Gefahr, voraneilte und, Gott sei Dank, nicht zu spät kam.“

Cäcilie wurde dunkelroth, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen, aber sie trat, ihre Bewegung zu verbergen, ins Fenster und starrte hinaus auf das Meer.

Die Frau Professorin war weiter mit Einpacken, und alle Drei gingen an den Strand hinunter, wo das Boot noch wartete, das den Offizier herüber gebracht hatte. Cäcilie ließ es sich nicht nehmen, den jungen Mann zu fügen, der kränker war, als er zeigen wollte, und ihm mit Decken und Kissen einen bequemen Platz im Boot zu bereiten, während die Diener des Hauses das Gepäck, unter Anordnung der Frau Professorin einladen. Nun glitt das Boot über die tiefblauen Wellen dahin, leise und fast lautlos. Cäcilie saß schweigend da, mit den Thränen kämpfend. Der Abschied von dieser Natur, die sie so bezaubert hatte, wurde ihr schwer, schwerer noch, ob sie es sich gleich selbst nicht klar machte, ein anderer Abschied. Zum Glück war die Frau Professorin in heiterster Laune und ungeröhlich gesprächig. Sie hatte den jungen Schweizer gleich nach seiner Familie gefragt, denn sein Name war der eines Verwandten ihres verstorbenen Mannes. Da war also gleich eine Beziehung gefunden, denn wenn die gemeinsamen Verwandten auch Weiden fern standen, mußte sich der junge Mann doch gefallen lassen, als Vetter von der gesprächigen Dame begrüßt zu werden. Uebrigens lenkte er ab, wenn die neue Cousine zu genau in Details seiner Familienverhältnisse eingehen wollte, und erzählte nur, daß er, ohne Vermögen, wie so viele seiner Landsleute eine Offiziersstelle in einem für Neapel erworbenen Schweizerregiment gesucht und leicht erhalten hätte. Nach einigen Jahren nicht beschwerlichen Dienstes in dem schönen Süden, gewönne er dadurch eine Pension, die ihm eine bescheidene, aber sorgenfreie Zukunft in der Heimath sichere. Cäcilie konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Und dazu sehen Sie als Söldling ihr Leben aufs Spiel, kämpfen für eine Sache, die nicht die Ihrige, nicht die Ihrer Heimath ist?“ Sie erschraf selbst vor dem Vorwurf, den ihre Worte enthielten, und der junge Mann biß sich auf die Lippen.

„Für die,“ sagte er, „denen die Verhältnisse nicht behaglich ein Lebensziel vorbereiteten und bezeichneten, ist in unserem Stande der Lebensweg, den sie einschlagen, meist ein Ausweg aus der Verwirrung gescheiterter Hoffnungen, aus den Irrgängen, die in das Padoße, wenn nicht gar in den Abgrund führen. Ich auch habe vielleicht Anderes gehofft und versucht, aber schließlich stimmt der Beruf, den ich zu wählen mich entschließen mußte, mit meinen Neigungen und Anlagen zusammen. Ich bin gern Soldat und finde mein Genüge in der Erfüllung meiner Pflicht, selbst wenn sie mir schwer wird.“

Er schwieg, und selbst die Frau Professorin wagte es nicht, ein Gespräch wieder aufzunehmen, das dem jungen Mann, dem sie und die Freundin so viel zu danken hatten, sichtlich peinlich war.

Als das kleine Fahrzeug am Dampfboot anlegte, nahm der junge Offizier sich gewaltig zusammen. Alle Schonung, deren sein kranker Arm bedurfte, vergeßend, war er den Damen behilflich, ihnen auf der schmalen, schwankenden Leiter hinaufzuhelfen, ihre Reisevorbereitungen anzuordnen und zu besorgen. Cäcilie wollte Entwendungen machen, aber er lächelte und meinte, als Vetter der Frau Professorin hätte er das Recht, sich als ihr Cavalier aufzuwerfen, und er wolle dies Recht, für das ihm so wenig Zeit gegönnt sei, nicht aufgeben.

Eine wunderbar schöne südliche Frühlingsnacht war eingebrochen. Die Sterne schimmerten von dem wolkenlosen, tief dunkelblauen Himmelsgewölbe, wiederbespiegelt im Meer, das bei dem leichten Wellenschlag in eigenem Lichte aufglimmte, der Besuch warf seine rothen Feuertöne empor, grell abgehoben von dem schwarzen Horizont; die glühenden Lavaströme hingen am Berge nieder, und durch den Gelf kreuzten mit ihren Fackeln die kleinen Fischerboote. Cäcilie lehnte an der Brustwehr auf dem Verdeck,

der junge Offizier stand neben ihr, während die Frau Professorin in der Kajüte die Anordnungen für das Nachtlager traf. Der Lärm der Matrosen, das Landen neuer Passagiere, die lauten Vorbereitungen zur Abfahrt am anderen Morgen machten die Weiden auf dem Verdeck nur noch isolirter. Niemand achtete auf sie, Jeder war mit sich selbst beschäftigt.

„Ich kann es nicht fassen,“ sagte Cäcilie, „daß wir, die das Schicksal so eigenthümlich zusammenführte, uns in dieser Stunde zum letzten Mal begegnen sollten, ja daß wir auseinander gehen müssen, ehe wir uns eigentlich kennen lernten. Deshalb muß ich es jetzt aussprechen, wie Sie es auch zurückweisen, daß ich Ihrem Muth, Ihrer Aufopferung das Leben danke, daß ich jetzt noch mich sicher fühle unter Ihrem Schutz und nur Ihrem Ausspruch mich füge, wenn ich diesen Ort verlasse und in die Heimath zurückkehre, in der mich Niemand erwartet, Niemand meinem Herzen nahe steht.“

Der junge Mann ergriff ihre Hand: „Cäcilie,“ sagte er flüsternd, hingerissen von der Empfindung des Momentes, „die Geschichte, die uns zusammenführten, sind so wunderbar, daß ich schwindelnd davor stehe. Mein Gebet, der einzige Stern meiner Zukunft wird die Hoffnung sein, daß wir uns wiederfinden. Lassen Sie uns scheiden in dieser Hoffnung.“

„Arwed!“ rief Cäcilie. „Sollen wir scheiden ohne ein Wort des Vertrauens? Soll es wirklich nur ein Zufall sein und bleiben, daß unsere Lebenswege sich begegneten? Ich bin so arm an Freundschaft in der Welt, daß ich die Freundschaft, die sich mir bot in der Stunde der Gefahr, nicht loslasse, ohne die Zusicherung, daß ich sie wieder ergreifen darf, wenn mein Leben ihrer bedarf. Lassen Sie uns nicht auseinandergehen ohne das Versprechen, von einander zu hören aus der Ferne!“

Sie hatte gesprochen mit einer von Thränen erstickten Stimme. Hätte das Dunkel der Nacht ihr nicht die Züge des jungen Mannes an ihrer Seite verdeckt, sie würde erschrocken sein vor dem geisterbleichen Ausdruck auf denselben. „Wenn Sie mich kennen!“ sagte er tonlos.

„Ich kenne Sie!“ rief Cäcilie, „wie Sie sich auch verbergen. Ich sah Sie zum ersten Mal unerschütterlich in der mutigen That, und ich weiß, daß Ihr Charakter sich aufbaut auf dem Grundpfeiler der ächten Männlichkeit, auf Besonnenheit und Muth. Ich habe Ihnen ins Auge gesehen und weiß, daß Sie edel sind und wahr. Rechnen Sie es der Erregung dieser Stunde zu, daß ich Ihnen das ausspreche, aber ich weiß auch, daß ich morgen bereuen würde, Ihnen das nicht gesagt zu haben!“

Arwed schwieg eine Weile: „Ihre Worte,“ sagte er dann, mühsam seine Bewegung bekämpfend, „sollen das unvergeßliche Andenken meines Herzens, die Gabe der beglückendsten Lebensstunde, mein Stolz, meine Hoffnung bleiben. Ja, wir werden uns wiedersehen, aber nur wenn Sie versprechen im Vertrauen zu harren, mir nicht nachzuforschen!“

„Ich verspreche es!“ sagte Cäcilie und streckte ihm die Hand entgegen. Der junge Mann ergriff sie kaum, er beugte sich über dieselbe und drückte seine Lippen heiß und fieberhaft auf die zitternde Rechte des Mädchens. Dann mit Gewalt sich zusammenraffend, grüßte er kurz und war verschwunden. Cäcilie hörte noch seinen Tritt auf der Treppe, dann den Rudererschlag seines Bootes durch die Nacht rauschen, und erst als er längst verklungen war, sank sie auf die Bank. Sie weinte, aber Thränen des Glückes, trotz des Schmerzes der Scheidestunde. Sie liebte und wußte es, und die Liebe überbötete allen Zweifel, alles Zagen, alles Mißtrauen. So reich hatte sie sich nie gefühlt vorher im Leben.

(Schluß folgt.)

Ein Maitag auf Wilhelmshöhe.

Von Helene.

Am 18. Mai 1871 saß ich im Eisenbahncoupe, um nach Cassel zu fahren. Es war, trotz anfänglichen Sonnenscheines, so bitter kalt, daß mein vis-à-vis, eine ältere Dame aus Berlin, abwechselnd mit mir ihr Bedauern aussprach, sich nicht mit Pelz und Fußsack versehen zu haben. Bis Kreimien konnte man sich indessen, beim Anblick des frischen Grüns und der Blütenpracht draußen, mit sorgsam geschlossenen Fenstern noch allenfalls in den Wonnemonat versetzen. Dann aber wurde die unbestreitbare Thatsache des Kalender-Frühlings gänzlich in das Reich der Phantasie verwiesen, wobei der undurchdringlich niederrauschende Regen, erst nach Göttingen durch tüchtigen Schneefall unterbrochen, derselben nicht eben großen Vorschub leistete. Frau M., gleich mir nicht sehr angenehm von dieser Wahrnehmung berührt, suchte ihr gerechtfertigtes Erstaunen über die weißen, das frische Grün der Buchwäldchen und Wiesen bedeckenden Floden durch fleißige Lectüre der Zeitungen zu bannen. — Die Schrecknisse der Franzosenwirthschaft, die Kaiserrei, mit der das französische Volk gegen sich selbst und seine Heiligthümer wüthete, waren indessen nur gemacht, das Erstaunen über die Umkehr der Natur in Entsetzen über den Wahnsinn der Menschen zu verwandeln. — So legte denn Frau M. auch alsbald die Zeitungen zur Seite und begann sich mit mir in eine so eingehende Unterhaltung zu vertiefen, daß ich Cassel erreichte, ohne mir dessen noch voll bewußt zu sein. Erst in der Beletage des Hôtel „König von Preußen“, und nachdem ich die dort herrschende bittere Kälte durch tüchtige Heizung der eisernen Ofen in eine wahre Höllengluth hatte verwandeln lassen, fühlte ich mich an Ort und Stelle und ließ vergnüglich das Auge über den vor mir befindlichen Königsplatz und die von duftigen fernen Höhen umzogene Garnisonkirche gleiten. Nach und nach hörte auch der Regen gänzlich auf, und da die Uhr noch nicht 7 zeigte, und ich mich jedenfalls noch zu einem Besuche verpflichtet fühlte, so nahm ich Hut und Shawl und besand mich auf der Straße. Aber der Reiz der Neuheit war zu groß, und die Lust zu würzig und erfrischend, als daß ich mich, ohne mich vorher ein wenig in Cassel zu orientiren, zu der beabsichtigten Visite hätte entschließen können. Ich ging also, immer die Bezeichnungen der Plätze und Straßen an den Ecken lesend, über den Friedrichsplatz nach dem Steinwege hinauf, woselbst der Bellevue-Tempel den Höhepunkt der Straße bildet. Welche herrliche Landschaft, doppelt herrlich nach dem starken Regen und bei der wunderbaren Abendbeleuchtung, welche sich über die Pracht des Frühlings vergoldend und zugleich jeden schärferen Umriß markirend verbreitet hatte! — Südblicklich der lange Zug der Berggruppen, mit thalwärts gefenken Wäldchen, wo der Hirschberg hervortritt, und der Weizner sich zeigt! — Links davon die mächtigen Rauffinger Berge, und der Höhenzug des Reinhardwaldes! — Ueber die hügelige Niederung breiten sich Felder und Wiesen und die halb versteckten Dörfer und

Ortschaften und schließen sich dann sanft an den prachtvollen Auggarten am Ufer des Fuldaflusses! — Wie gebannt stand ich auf der Stelle und trank in langen Athemzügen die kühle, reine, jetzt ganz windstille Luft, indem ich auf den Wiesenteppich zu meinen Füßen und die Gipfel der gewaltigen Eichen, Linden und Blutbuchen niederschaut, welche noch von Milliarden von Regentropfen funkelten. „Wunderbar schön!“ — sagte ein eben vorüberwandelnder Herr zu seinem Begleiter. „Ich kenne ja Cassel so genau, aber frischer und in schönerer Beleuchtung habe ich es nie gesehen!“ — Welchen Eindruck mußte es demnach auf mich, die Naturschwärmerin, die sich so lange schon vergeblich nach einem freien Aufatmen in dieser schönen Gotteswelt gesehnt, an dem heutigen Abende hervorbringen?

„Aber Sie müssen vor Allem nach Wilhelmshöhe!“ — sagte Fr. v. A., eine feine, unbeschreiblich liebenswürdige Brünnet, so bald ich ihr mein Entzücken über diesen Spaziergang geschilbert hatte. — Man kann sich denken, mit welchem Vergnügen ich diesem Vorschlage zustimmte, und so befanden wir uns bereits an einem der nächsten Tage gemeinsam im Wagen und fuhren durch eine der herrlichsten Baumalleen, welche ich jemals gesehen, dem neuerdings so berühmt gewordenen Schloß Wilhelmshöhe entgegen.

Hat einer meiner Leser den Vorzug genossen auf der Terrasse dieses kleinen Städt Paradieses zu stehen und von dort auf das von einer Gebirgskette begränzte Panorama herniederzusehen? Nur wenn dieses der Fall gewesen, wird und kann er verstehen, was der Name „Wilhelmshöhe“ in sich faßt. Und nun gar erst im Jahre 1871, da sich eine welthistorische Begebenheit, wie die Gefangenensetzung Napoleons III., mit den Wundern einer verschwiegenen Natur vereinte, um diesen Punkt merkwürdig und interessant zu machen. Sei es mir vergönnt in einigen flüchtigen Umrißen wiederzugeben, was mich dort so mächtig angezogen und ergriffen hat.

Schon zeitig und bei zweifelhaftem Wetter hatten wir uns nach Wilhelmshöhe aufgemacht und begaben uns zuerst, vor uns den imposanten Felsen des Hercules, nach der von Kurfürst Wilhelm I. erbauten Löwenburg. Diese liegt höher, als Schloß Wilhelmshöhe, und ist gewissermaßen für mich das Ideal einer romantisch gelegenen Ritterburg. — Gleich im Anfang betreten wir die links im Schloßhofe gelegene Kapelle, vor deren Eingang die verwitterten Statuen des heiligen Bonifacius und der heiligen Elisabeth uns begrüßen. Die hohen, mit bunten Glasmalereien gezierten gothischen Bogenfenster waren geöffnet und machten den Contrast der hier herrschenden Stille und Grabesälte mit dem lustigen Vogelgezwitscher und der sonnigen Venzluft über dem Maiengrün draußen nur noch auffälliger. — Gerade der Eintrittsthüre gegenüber befindet sich die kolossale Statue Kurfürst Wilhelm I., von demselben bereits bei Lebzeiten dort aufgestellt und in weißem Marmor ausgeführt. Von dem Bogenfenster rechts aber hat man durch blau und gelb gefärbte Scheiben einen vollen Blick auf das 1714 von Landgraf Karl erbaute Felschloß, der „Herzules“ benannt, von dessen Spitze die Riesengestalt des altgriechischen Helden selbst sich abhebt. In der That ein, in seiner Art, unvergleichlicher Anblick. — Mit freierem Athemzuge folgten wir nun unserem gefällig erklärenden Führer durch den Schloßhof in die erste Etage des Schlosses. Wie lieblich breitete eine einzige, in der rechten Ecke des Hofes befindliche alte Linde ihre fastig grünen Zweige über das uralte Gemäuer, dessen verwittertes Gestein mehr geschaut, als sich in Bänden erzählen läßt!

Von den in der ersten Etage befindlichen, mit den Wäldern Sophie Charlotte's von Preußen und Juliane's von Schweden geschnittenen Zimmern ging es hinauf bis zu dem Thurmgemach, auf dessen Balcon einst König Friedrich Wilhelm IV. lachend dem letzten Kurfürsten von Hessen zugerufen: „Gib mir Deine Wilhelmshöhe! Ich will Dich dafür in der Türkei entschädigen!“ — Kam dem lebenswerthen, geistreichen Monarchen wohl damals, unter den heiteren Scherzen der Prinzessin Charlotte von Meiningen und bei den hier ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten, eine flüchtige Ahnung der kolossalen weltbewegenden Umwälzungen, welche dieses herrliche Schloß seinem erhabenen Nachfolger zu eigen geben sollten? — Sah er in dem bengalischen, für ihn ringsum entzündeten Lichte nicht nur die Felsenkluchten und Bergeswipfel, sondern auch die Kaiserkrone der Hohenzollern aufstammen, welche er selber bescheiden zurückgewiesen hatte? Schwerlich! — Denn selbst eine Phantasie, glühend und umfassend wie die seinige, konnte es sich wohl kaum träumen lassen, daß der Kurfürst, sein Gastgeber, in nicht mehr denn einem Jahrzehnt gefangen hier wandeln, daß der damals die europäischen Geschicke beherrschende Kaiser Napoleon III., genau an dieser Stelle von König Wilhelm I. in mehr als ritterlicher Haft gehalten, seinen mit ihm gefangenen Generälen, den Prinzen Murat und von der Moscovia zuzuführen würde: „Magnifique! Plus beau qu'à Versailles!“ — O, gewaltigste Predigt von dem Beschel alles Erdenglanzes und aller äußeren Macht und Herrlichkeit! Unausprechliche Offenbarung der geheimnißvollen Wege und Gerichte des Lenkers aller Dinge in der Weltgeschichte! Selten bist Du mir in so überzeugender Klarheit entgegengetreten! —

Noch einen Blick hinauf zum Hercules, noch einen hinab auf Schloß Wilhelmshöhe, und wir schickten uns an, zu dem letzteren hinunter zu steigen. Durch die prachtvollsten Baumanlagen gelangten wir auf die Schloßterrasse, welche eine großartig schöne Aussicht bietet. Dennoch blieb dieselbe verhältnißmäßig nur wenig bekannt, bis der rathselhafte Kaiser Napoleon III. neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit während seiner Gefangenenschaft dahin lenkte. Wie viel Neugier und Haß, Mitleid, Abscheu, Theilnahme und Verwünschung hat ihn wohl auf diesen tagtäglich wiederholten Promenaden über diese Terrasse begleitet, auf der er, dem Wünsche des neugierigen Publicums gern willfahrend, jeden Vormittag pünktlich 11 Uhr umbeirrt und nachdenklich auf und nieder zu gehen pflegte. Nachdenklich! — Ja, mit solcher Vergangenheit, mit so vielem Schuldbewußtsein, mit Demüthigung, Sorge und Bitterkeit im Herzen, muß der Mensch wohl nachdenklich werden, so lange er noch nicht ganz Dämon ist, und das darf man wohl selbst von Napoleon III. nicht behaupten.

Der Castellan, ein höflicher feiner Mann, ließ uns nun auf die Bitte meiner liebenswürdigen Begleiterin in die Empfangsrotunde und von dort in das links daneben befindliche Zimmer treten. Dasselbe hatte dem Kaiser von der ersten Stunde seines hiesigen Aufenthaltes an zur Kapelle gedient, und alltäglich war in diesem Raume die Messe gelesen worden. Man hatte natürlich demgemäß die mit Bildern gezierten Wände verhangen und eine Art von Altar errichtet, vor dem Napoleon kniend den heiligen Ceremonien beigewohnt. Die Kaiserin Augusta hatte ihm übrigens sofort einen Bestuhl nach Wilhelmshöhe gesandt und zwei gleiche für die Kaiserin Eugenie und Lady Hamilton nachgeschickt, als der Besuch der beiden Damen dort annoncirt worden war.

Dieser muß, wie auch die Ankunft des Kaisers Napoleon in Cassel, von eigenthümlichem Interesse für alle Anwesenden gewesen sein, und ein leichter Schauer überriefelte mich, als ich dessen Empfang auf dem Bahnhofe unter militärischen Ehren, aber bei lautloser Stille des Publikums schildern hörte.

In dem, an die so hergerichtete Kapelle grenzenden Nebengemache wohnte übrigens Graf Mons, der damalige Gouverneur von Cassel, um seinem hohen Gefangenen stets nahe und für alle sich zeitweise jagenden Telegramme und Instruktionen zur Hand zu sein. Auch er mag mit wunderbaren Gefühlen den Kaiser Napoleon begrüßt und seine Obliegenheiten gegen den Mann verrichtet haben, dessen abenteuerliche Politik und hochmüthiger Ehrgeiz auch ihm den einzigen Sohn, die Freude und die Hoffnung seiner weißen Haare gekostet hatte!

Durch ein kleines Endgemach, mit dem Bilde eines Landgrafen im Kreise seiner 14 oder 15 Kinder geziert, stiegen wir nunmehr in die obere Etage, woselbst sich zunächst das Schlafzimmer Napoleons mit einem Lager von weißem Atlas und grüner Mantelstickerie befindet. Unmittelbar daran grenzt ein kleines Cabinet, welches während ihres flüchtigen Besuchs auf Wilhelmshöhe der Kaiserin Eugenie zum Schlafgemache gedient. Ihr himmelblaues, etwas verblichenes Bette hat sich so ziemlich der Thür gegenüber und zwar genau unter dem lebensgroßen Delbilde Ludwigs XV. befunden; ein merkwürdiges Zusammenreffen!

Wahrhaft prachtvoll aber stellte sich der ganz in Gold, Blau und Chamois gehaltene Speiseaal, mit seinem Niesenkronleuchter von Krystall und den vier in den Ecken aufgestellten Bronze-Kandelabern zu 25 Lichtern dar. Hier hat Napoleon allabendlich mit seinen 11 Adjutanten, 2 Leibärzten und 3 Stallmeistern gespeist, und die hunderte, von Plafond und Wänden niederstrahlenden Kerzen haben ihm wohl den Umwurf seiner Lage äußerlich nicht eben bemerkbar gemacht. Nur die große Kälte des Schlosses soll dem gefangenen Kaiser sehr empfindlich gewesen sein, und man hat unaufhörlich heizen müssen, da die Temperatur sich, namentlich in der Weihnachtszeit, oft auf 20 bis 22 Grad gesteigert hat. Rechts und links über den Thüren sind zwei schöne Gemälde, Mars, Venus und Amor, und die Penelope angebracht, auf denen das Auge Napoleons wohl oft geruht haben wird. Ganz besonders aber interessirte mich das sogenannte Kaminzimmer, in dem der Kaiser sich am meisten aufgehalten und in oft geschickter Weise Fremde und Besucher empfangen. — Namentlich haben hier selbst auch die wichtigen Verhandlungen und Conferenzen mit seinem Geheimsecretär Pietri stattgefunden, und ich sah im Geiste Kaiser Napoleon auf den Kamin gestützt stehen, wie er mit finsterner Stirne den Rauch aus den niemals fehlenden Cigarren blies, welche auch dem sonst so kostbaren Schreibtisch an der Wand ihre verwirrenden Brandspuren eingegraben haben. Ueberhaupt tragen noch mehrere dieser Räume einen starken Rauchgeruch in ihrer Atmosphäre, wie sie denn an und für sich durch den vom September 1870 bis März 1871 währenden Aufenthalt Napoleons und seiner Begleiter nicht wenig verwöhnt und restaurationsbedürftig sind.

Man hat überhaupt für den gefangenen Kaiser und diese Franzosen in Mitleidenschaft und chevaleresker Behandlung das Unglaubliche gethan, und es wäre zu wünschen, daß dies ihnen mehr zum Bewußtsein gekommen wäre, als es leider den Anschein hat!

Nachdem dieses Alles, sowie das oben befindliche, die Portraits und Büsten sämmtlicher Bonaparte's entfaltende Napoleons-Zimmer, einer genauen Besichtigung unterworfen worden war, trat ich endlich mit Frau v. K. wieder auf die Terrasse hinaus. Der Castellan hatte uns noch über den dreitägigen Besuch der Kaiserin Eugenie, ihre Bigotterie, ihre persönliche Liebenswürdigkeit und ihre einzig zwischen religiösen Übungen, dem Napoleons-Zimmer und dem Eßsaale getheilten Interessen viel besagende Aufklärungen gegeben, und ganz in Betrachtungen versunken umwehte mich erneut die frische Frühlingsluft. „Die Kaiserin hat übrigens hier in Cassel lange nicht so viel von sich reden machen, als die Frau des Marschall Bazaine,“ — sagte meine liebenswerthe Begleiterin. „Ueber die Ankunft der letzteren mit ihrer unerzogenen Kinderschaar, und unter so gewagten und in jeder Beziehung gefährlichen Umständen konnte man sich gar nicht zufrieden geben. Sie hat dabei der Kaiserin mehr als glaublich Concurrnz gemacht!“

Ich hätte mir gern noch mehr davon erzählen lassen, aber die Zeit drängte, und außerdem nahm mich der sich vor mir entfaltende Anblick der Natur so gänzlich gefangen, daß ich einen Auszug der Bewunderung kaum zu unterdrücken vermochte. Vor mir am Fuße der Höhen das schöne Cassel mit der Martinskirche, das stattliche Kirchdritmolde zu meiner Linken, ein Panorama einzig in seiner Art, unter fliegenden Wolken und Sonnenlichtern. Tief unten zu meiner Rechten aber erglänzte das spiegelklare Wasser eines stillen Teiches zwischen mägrünen Pappeln und herrlichen Baumgruppen, und lautlos sah ich die weißen Schwäne auf dessen leicht bewegten Fluten kreisen. Soll ich noch meine von dieser Natur empfangenen Eindrücke zu schildern versuchen? Unmöglich! Denn welche Feder der Erde beschrieb ihn, diesen Duft und Glanz, diesen Frieden und Reiz, dieses Alles, was die Erinnerung in den Worten umschließt:

Ein Maitag auf Wilhelmshöhe.

Gedicht.

Von Hermann Dingg.

Schlaf der Todten, komm' in meine Nacht!
An mein Kissen komm', ans ruheloße,
halt' in Träumen über mir entsacht
Deine dunkle Purpurroße!

Oder du Crimm' rung, wehe du
Worte, wie wir sie dereinst gesprochen,
Wehe Worte mir der Liebe zu! —
Still, o still, mein Herzenspochen! —

Worte, deren Sinn ich nie verlor,
Die das heiligste Gefühl bekannten —
Aus der Jahre dunklem Schutt hervor
Leuchten sie wie Diamanten.

Vittoria Accoramboni.

Von Karl Frenzel.

(Mit Illustrationen von Grot' Johann.)

I.



Als der gute, fromme und mildgesinnte Gregor XIII. auf dem päpstlichen Stuhle saß, hatten die Banditen im Kirchenstaat eine gute Zeit. In den Schluchten und Wäldern des Gebirgs, in der öden Campagna herrschten sie unumschränkt, bis mitten hinein in die Gassen und auf die Plätze der Stadt Rom trieben sie ihr Wesen, räuberisch und gewaltthätig. Jeder neue Tag brachte neue Gräueltaten zur Kenntniß des bestürzten Volkes. Da es dem greisen Papste an Strenge und durchgreifender Thatskraft fehlte, waren auch die andern Regierungsgewalten erschlafft. Nur zu gut wußten die Römer, daß alle diese Mörder und Räuber, die Land und Stadt mit Entsetzen erfüllten, von den großen Baronen beschützt wurden. Die Colonna's, die Orsini's, die Savelli's schämten sich nicht, mit den Hauptleuten der Banditen an einem Tisch zu sitzen; heimlich künfterte man sich ins Ohr, daß die hohen Herren es sogar nicht verachteten, zuweilen die Beute mit den Räubern zu theilen. In den Burgen und Häusern des Adels fanden die Uebeltäter, wenn sie ja einmal verfolgt wurden, Schutz und Sicherheit; überall öffneten sich ihnen Klöster und Kirchen, deren Aylrecht die Soldaten und Polizeidiener nicht anzutasten wagten. Das Gefährlichste aber war, daß sie vom gemeinen Volke begünstigt und mit wohlwollendem Auge betrachtet wurden. Die Verwaltung war so schlecht, der zwiefache Druck der Priester- und Adelsherrschafft, unter dem die Landherrschaften des Kirchenstaates senkten, so hart, daß die Armen in dem Banditen nicht einen Uebeltäter, sondern ihren Verteidiger, nicht einen Verbrecher, sondern einen Rächer sahen. Der Jüngling, der Mann, der wegen einer ihm geschehenen Beleidigung oder einer an ihm verübten Unbill in die Berge geflüchtet war, wuchs zu einem Helden auf. Man besang, man bewunderte seine Abenteuer und Kämpfe. Thöricht genug glaubte das Volk in den Banditen etwas wie eine letzte und stärkste Schutzwehr gegen die Willkür der Mächtigen zu haben, die Mächtigen aber hatten in ihnen das beste Mittel gefunden, sich ihrer Gegner zu erledigen. Sie kauften den Arm eines Banditen, um sich von einem Nebenbuhler, einem gehässigen Verwandten zu befreien, so ebneten sie sich die Wege zu einer Frau, zu einer Erbschaft.

Diese geheimnißvollen Morde erschreckten die Stadt und erpressten dem Papste oft, nicht nur, wenn er mit seinen Vertrauten allein war, sondern in großen Versammlungen, unter den Cardinälen, Thränen des Schmerzes und des Jornes. Aber es blieb bei diesen ohnmächtigen Zeichen seiner Betrübniß. Es war Niemand da, der die Fürsten und Grafen anzutasten gewagt hätte. Der Gouverneur von Rom, die Stadtwache mit dem Bargello an ihrer Spitze fürchteten sich viel mehr vor den Banditen und ihren Beschützern, als vor den Schattten der Ermordeten. Von den unzähligen dunklen und nicht aufgeklärten Verbrechen jener Zeit, wo höchste Blüthe der Kunst und eine feine, fast höfliche Sitte mit wildesten Leidenschaftlichkeit und ungezähmten Begierden sich einte, wo der Mensch, seit dem Untergang der alten Welt, sich zum ersten Mal wieder als eigenartige Persönlichkeit zu fühlen und im Guten wie im Schlimmen auszuleben begann, ist eins vor Allem im Gedächtniß der Zeitgenossen und Nachkommen geblieben. Denn es ist unlöslich mit dem tragischen Geschick der schönsten und anmuthigsten Frau des damaligen Italiens verbunden.

Am Morgen des 16. Aprils 1581 lief die Trauerkunde durch Rom: ein junger allgemein beliebter Edelmann, Francesco Peretti, der Nefte des Cardinals Montalto und als solcher vielleicht in der Zukunft zu großen Dingen bestimmt, sei in der Nacht am Quirinal, nahe bei der Pforte, wo man zum Gartenhause der Sforza eingeht, ermordet worden. . . von Kugeln getroffen, von Dolchstichen durchbohrt. War auch noch keine Spur von den Mördern aufzufinden, so hieß es doch bei Vornehmen wie bei Geringen, die der Tod eines so hoffnungsvollen jungen Mannes rührte, daß die Schönheit seiner Gattin, der Donna Vittoria Accoramboni, Schuld und Ursache seines Untergangs gewesen; ja die Böswilligen setzten hinzu, daß er ohne seine Gattin aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben in Ruhe und Frieden bis zu einem hohen Alter hätte führen können.

Mit festener Uebereinstimmung hatte ganz Rom die Schön-

heit und die Gaben der Donna Vittoria gepriesen. Die Dichter besangen sie, die vornehmsten Männer huldigten ihr. Niemand konnte sie sehen, ohne von dem Glanz ihrer Schönheit geblendet zu werden. Noch größer aber, als ihre Schönheit war ihre Anmuth; wer sich ihr nahte, fühlte sich wie von einem warmen baren Zauber umstrickt. Und wenn auch diejenigen, die sie nur in einer gewissen Entfernung betrachten konnten, diesem Reize widerstanden, so mußten ihm doch alle erliegen, die jemals mit ihr geredet. So klug und zierlich wußte sie die Worte zu setzen, so verführerisch war ihr ganzes Wesen, daß sie sich das Herz und den Willen eines Jeden unterwarf. Bei so vielen Vorzügen Vittoria's, die sie über die meisten Frauen erhob, gab es Manche, die sich wunderten, daß sie nicht nach einer vornehmeren Ehe getrachtet. Francesco Peretti, aus einer kleinen Bürgerfamilie entsprossen — sein Vater Mignucci war ein einfacher Landwirth gewesen — schien einer solchen Frau in keiner Weise werth oder ihr ebenbürtig zu sein. Der Zufall, daß sein Oheim Feliz, der Bruder seiner Mutter Camilla, ein Cardinal der Kirche war, vermochte die Niedrigkeit seiner Geburt nicht wegzuwischen, und wenn es auch nicht außerhalb des Möglichen lag, daß der Cardinal Montalto einmal den Stuhl des heiligen Petrus besteigen und dann seinen Nefsen zu den größten Ehren erheben und mit Reichthümern überschütten konnte, so waren diese Hoffnungen doch nur Luftschlösser, und zunächst mußte sich das junge Paar in einer beschränkten Häuslichkeit, mit einem mäßigen Wohlstand begnügen. In einer Stadt wie Rom, wo die Kunst der Neuigkeitsträger und Geschichtenerzähler überwuchert, hatte darum ihrer Zeit diese Heirath zu den mannigfachsten Gerüchten Anlaß gegeben. Aus allen ging mit Sicherheit nur dies Eine hervor, daß es weniger der Wille Vittoria's, als der ihres Vaters gewesen, der sie mit Francesco Peretti vereinigt.

Ander, ehrgeiziger, als der Vater, hatte die Mutter Vittoria's gedacht. Donna Tarquinia Paluzzi degli Albertoni war eine vornehme Römerin, die schon ihre Vermählung mit einem Edelmann aus der Provinz nur mit stillem Unwillen ertragen und diese Demüthigung nie ganz verschmerzt hatte. Die Accoramboni's sind in Umbrien angeessene, reiche Leute; noch heutigen Tages sieht der Reisende in der oberen Hauptstraße Gubbio's ihren Palast: einen edeln, jetzt verfallenen Renaissancebau. In Rom wohnte Donna Tarquinia mit ihrem Gatten Claudio und ihren Kindern in einem schönen Hause auf dem Plage Musciuci, nahe bei St. Peter. Außer der Tochter hatte sie vier Söhne, Ottavio, der später, als er kaum dreißig Jahre alt war, durch die Fürbitte des Cardinals Montalto, den Bischofsitz von Fossombrone erhielt; Marcello, der trotz seiner Jugend schon den übelsten Ruf als ein verwegener, leidenschaftlicher, ja verbrecherischer Mensch hatte; Giulio, den wiederum Montalto in den höchsten des erlauchten und mächtigen Cardinals Alessandro Sforza brachte, und Flaminio. Alle vier wollten rasch zu Ehren und Vermögen kommen, unbefümmert um den Weg, und rechneten dabei, ganz wie die Mutter, hauptsächlich auf die Schönheit und den Reiz Vittoria's. Sie war gleichsam das Kleinod und Wunder der Accoramboni's. Es gehörte ihre Einfachheit und ihre ursprünglich gut und rein erschaffene Seele dazu, um nicht den Verlockungen des Ehrgeizes, den Schmeicheleien ihrer Familie, den Huldigungen der vornehmsten römischen Gellente, die sie mit ihren Anträgen bestürmten, zu erliegen. Denn das Haus der Accoramboni's wurde nicht leer von Bewerbern. Der Vater blinnte scheinbar dazu, die Mutter aber sonnte sich in dem Glanze, der die Tochter umgab. Nur um einen hohen Preis war sie Willens, die Hand Vittoria's zu verschenken. Und wenn nicht Alles täuscht, hatte sie schon damals ihr Auge auf den Vornehmsten unter den Verehrern ihrer Tochter geworfen. Signor Paolo Giordano Orsini, Herzog von Bracciano, machte längt kein Hehl daraus, daß er in den Banden der schönen Vittoria schmachte. Er war einer der mächtigsten, reichsten und geschäftigsten Männer Roms. Der spanische König Philipp II. wollte ihn wohl und stand im Begriff, seine Anhänglichkeit für die spanische Sache mit dem goldenen Blicke zu belohnen. Mit dem Cardinal Medici und dessen Bruder, dem Großherzog von Toskana, verkehrte er auf freundschaftlichem Fuße. Das zahlreiche Geschlecht der Orsini erkannte ihn als sein Oberhaupt an. Seinem Winke gehorchten Schaaren von Banditen. Auf seinen Schloßern in der Campagna, in seinen beiden Häusern in der Stadt beherbergte er sie; der feste Schurke war ihm der willkommenste. Furchtlos und hoch trug er den Kopf, wer hätte ihn antasten sollen? Nur heimlich, und nicht ohne einen Schauer des Schreckens, raunte man sich, wenn er vorüberritt oder fuhr, zu, daß er vor wenigen Jahren, 1576, seine Gemahlin Isabella, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, mit eigenen Händen wegen eines Liebesabenteuers, auf einem einsamen Schloß im Anothal, erwürgt habe. Bei alledem liebte ihn das gemeine Volk, er war ein stattlicher Herr, von leutseligem Wesen, auch dem Aermsten zugänglich, und hatte die freigebigste Hand. Freilich konnte er das Gold ohne Sorge austreten, wurden doch seine jährlichen Einkünfte auf 30,000 Thaler geschätzt. Ein so großer Name, eine solche Stellung, verbunden mit diesem Reichthum, blieben nicht ohne Eindruck auf die schöne Vittoria. Die eitele Mutter träumte gleich nach der ersten Annäherung Orsini's die Tochter schon als Herzogin von Bracciano. Auch schien, so unglaublich es bei dem Mißverhältniß des Standes klingt, der Herzog nicht abgeneigt, Vittoria nicht nur mit seinen Huldigungen, sondern auch mit seinem Namen zu beglücken. Sein Aeußeres war wenig anziehend für Frauen. Er stand an der Schwelle der fünfzigsten Jahre, ein kahlkopf, von unförmlicher Wohlbeleibtheit; seine Weine, sagt übertreibend ein Chronist, waren dicker, als der Leib eines gewöhnlichen Mannes, und an dem einen hatte er eine offene lösbartige Wunde. Nichtsdestoweniger schenkte Vittoria seinen Liebesbetheuerungen ein geneigtes Gehör; Einige behaupteten sogar, daß sie den Herzog einem andern ihrer Verehrer, dem Cardinal Farnese, vorzöge und ihn auffällig begünstigte. Wie dem nun auch war, an der tiefen und mächtigen Leidenschaft Orsini's für Vittoria konnte kein Zweifel bestehen. Schon aber fing seine Familie an, ihm darüber Vorstellungen zu machen, und suchte ihn wenigstens von dem äußersten Schritt einer Mißheirath abzuhalten. Von dem gewaltthätigen Manne, welcher der Zustimmung der Mutter sicher war und auf Vittoria's Gunst baute, war in dieser Stimmung das Aergste zu befürchten, durch eine Entführung möchte er sich in den Besitz des Mädchens setzen und an das Ziel seiner Wünsche gelangen. Diese Sorge und die Rücksicht auf die Ehre seines Hauses trieben Claudio Accoramboni zu dem Entschlusse, sein Kind, so schnell es sich thun ließ, zu vermählen. In dem Hause, unter der Obhut eines liebenden Gatten, hielt er sie für besser bewahrt, als in dem seinen. Seine Wahl fiel auf Francesco Mignucci, der nach seinem Oheim, dem Cardinal, den Familiennamen Peretti angenommen; von allen Freiern Vittoria's hatte er allein nicht hoffnungslos vor dem Orsini die Segel ge-

strichen. Widerstrebend fügte sich Donna Tarquinia in den Willen ihres Gemahls; ob Vittoria gezwungen oder freiwillig dem jungen Peretti zum Altar folgte, ist nie bekannt geworden. Dachte sie an die hochliegenden Wünsche zurück, die sie noch so eben genährt, so mußte ihr diese ärmliche Heirath wie ein Sturz aus allen Himmeln erscheinen. Das größte Unglück für sie war aber nicht diese Ehe, sondern die Wundergabe ihrer Schönheit.

Nach der Trauung, die in der Kirche Santa Maria della Corte stattfand, zogen die Neuvermählten in das Haus des Cardinals Montalto. Es war ein mächtiges Gebäude, einfach, aber gefällig in seinen Formen, das sich der Cardinal in einer Vertiefung des Esquilinischen Hügel von Domenico Fontana hatte erbauen lassen. Später, als Montalto Papst und unter dem Namen Sixtus V. weltberühmt geworden war, hat er den zierlichen Bau durch die Anlage eines weitläufigen Palastes vergrößern und vergrößern lassen. Auf altclassischem Boden stand das Haus. Zu Augustus Zeiten dehnten sich hier die Gärten des Callust aus, und noch weiter zurück im Alterthum war an dieser Stelle die Mauer gegangen, die Servius Tullius um die Stadt errichtet.

In dem Stil und nach den Gesetzen der Blüthe der Renaissance hatte Fontana den Plan der Villa entworfen und ausgeführt. Kunstreiche Meister hatten das Innere des Hauses mit Fresken geschmückt. Lorbeer und Cypressen wuchsen umher. Der Cardinal selbst war eifrig im Garten mit Baumpflanzen beschäftigt. Seine ganze Familie hatte er um sich versammelt. Donna Camilla, seine Schwester, leitete das Hauswesen. Ihre Tochter Maria war mit einem römischen Edelmann Fabio Damasceni verheirathet, nun brachte ihr Sohn Francesco, die Hoffnung Aller, die schöne, geistvolle und liebreizende Vittoria ins Haus. Die Peretti's empfanden es dunkel, daß Vittoria mit ihren Ansprüchen und Gaben nicht zu ihnen passe. Es war ein wohlgeordnetes, aber beschränktes Leben, ohne Fülle und Weite, das sie führten. Ja, wenn Vittoria hätte voraussehen können, daß ihr nummehriger Dheim, der Cardinal, nach fünf Jahren der Stellvertreter Christi auf Erden, der Herr von Rom und der Gebieter Drisni's sein würde! Aber, da ihr die Zukunft verhüllt war, mißfiel ihr die enge Gegenwart um so mehr. Es rührte sie wenig, daß sie wie eine Fürstin empfangen wurde, daß ihr Gemahl, in allen Dingen ihr unterthänig, nur nach ihren Winken lebte. Am besten erkannte der Cardinal ihr Wesen, er von allen schloß sich ihr am innigsten an. Auch nach dem fürchterlichen Schicksal, das ihn seines vielgeliebten Neffen beraubte, trotz des dunklen Schattens, der dabei auf Vittoria gefallen, änderte er seine freundschaftliche wohlwollende Gesinnung zu ihr nicht. So lange sie lebte, dauerte der Hauber, den sie bei ihrem ersten Eintritt in die Villa Peretti auf ihn ausgeübt. Schlimmer gestaltete sich das Verhältniß Vittoria's zu ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Donna Camilla war eine strenge, kluge, sparsame Frau; das geistreich Phantastische Vittoria's hatte für sie nichts Anziehendes, eher forderten die Eitelkeit, die Verschwendung und Leichtgläubigkeit der jungen Frau ihre Ermahnungen heraus. Dabei konnte es nicht fehlen, daß Camilla öfters die Tugenden der eigenen Tochter, der sanften und stillen Maria Damasceni, der ungestümen Vittoria als nachahmungswürdiges Beispiel vorhielt. Das vergiftete allmählig die Stimmung der beiden Frauen zu einander. Zank und Streit brachen aus; so sehr steigerte sich der Unfriede, daß Donna Camilla, als einige Jahre später Maria an einem Fehrfieber starb, behauptete: eine Jose Vittoria's habe der Armen ein langsam schleichendes Gift beigebracht. Nach Kräften suchte der Cardinal jeden heftigen Ausbruch der Leidenschaft zu hindern, wiederholt stand er auf Vittoria's Seite. Selbst eine groß angelegte Natur, hatte er ein Verständniß für das Genialische Vittoria's und empfand ein gewisses Mitleid mit ihr in der untergeordneten Stellung, in der er sie sah. Das Bedenklichste war, daß auf der einen Seite ihr Gemahl Vittoria nicht genügte, auf der andern ihre Mutter mit unruhigem Ehrgeiz die halberlöschene Flamme für den Herzog von Bracciano wieder in ihr ansachte. Francesco hatte seiner Gattin Nichts zu bieten, als seine Liebe; auch nicht eine glänzende Eigenschaft besaß der junge Mann, die hochstrebende Seele seines Weibes zu gewinnen und zu fesseln. Seine Gesellschaft ermüdete sie, seine Unkenntniß der Welt, seine Beschränktheit waren ihr, im Rückblick auf den munteren, witzigen und vornehmen Kreis, in dem sie sich vor ihrer Verheirathung bewegt, peinlich. Daß eine so schöne Frau in Rom nicht ohne Anbeter bleiben konnte, war natürlich, auch wenn Vittoria nicht selbst außerhalb ihrer engen Häuslichkeit Unterhaltung gesucht hätte. Von vielen Anbetern und Verehrern, berichtet der Geschäftsträger des Großherzogs von Toskana seinem Herrn, „war sie immer umgeben.“ Und wie sie in dieser Weise sorglos lebte, handelte sie erst recht sorglos in allen Geldangelegenheiten. Sie war nicht gewöhnt, die Goldstücke, die sie ausgab, zu zählen und liebte Puß und Schmuck. Ganz Rom wunderte sich, daß der Cardinal Montalto, der wegen der Geringfügigkeit seines Vermögens und seiner Abneigung gegen jeden Luxus gleich bekannt war, dennoch allen Wünschen und kostspieligen Launen Vittoria's entgegenkam. Was es in den Läden der Goldschmiede Herrliches in Armbrangen, Edelsteinen und Perlschnüren gab, wurde der jungen Frau zum Geschenk gemacht. In solchen Ausgaben und einem unnötigen Aufwand war denn bald ihre eigene Mitgift verthan, und auch ihr Gemahl, den sie zu gleicher Unbesonnenheit verleitet, gerieth in Verlegenheit.

Es ist nur zu gewiß, daß der Herzog von Bracciano von all diesen Mißthätigkeiten und der immer weiter um sich greifenden Verschwendung im Hause der Peretti Kunde hatte. Sowohl durch seine Späher wie durch Donna Tarquinia und den jungen Marcello Accoramboni. Denn mit welchen Gunstbezeugungen auch

der Cardinal die Verwandten Vittoria's überhäufte, sie hörten nicht auf über ihre großen verlorenen Hoffnungen zu klagen und, unzufrieden mit der Gegenwart, gefährliche und schuldvolle Pläne zu spinnen. Obgleich Francesco Peretti in allen Dingen treu zu Marcello hielt, ihn wie einen Bruder liebte und oft genug, bei den thörichten und verbrecherischen Streichen seines Schwagers, seinen und des Cardinals Einfluß zu Gunsten des Bedrohten eingesetzt hatte — so, wenn er, der aus Rom Verbannte, sich dem Gesez zum Trotz in die Stadt wagte, verbarg ihn der gutmüthige Francesco in seinem Hause — dennoch verrieth Marcello den Freund und Schwager an den Herzog. Nicht der Verlust der Geliebten, die ihm durch ihre Heirath auf immer entrückt schien, nicht die Zeit hatten die Leidenschaft Drisni's zu lindern vermocht. Gerade daß sie auf so viele Hindernisse stieß, entflamnte sie noch mehr. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, entbehren zu müssen, was er schon in seinem Besitz geglaubt. Sein Stolz hatte durch Vittoria's Vermählung eine eben so tiefe Wunde erhalten, wie seine Liebe. Manchen dünkte diese rasende Leidenschaft bei einem fünfzigjährigen, tränklichen Manne so außerordentlich, daß

Domenico zu einer so späten Stunde stören. Der Brief aber war von Marcello Accoramboni geschrieben, sichtlich in der höchsten Aufregung. Bei ihrer Freundschaft beschwor Marcello seinen Schwager und Waffenbruder Francesco, ihm ungesäumt zu Hilfe zu kommen, es handle sich für ihn um Leben und Tod; er erwarte ihn um Mitternacht auf Monte Cavallo, bei dem päpstlichen Palaste. Nicht einen Augenblick schwankte Francesco, diesem Hilferufe Folge zu leisten. Während er Mantel, Hut und Degen nahm, gab er seiner Gattin den Brief zu lesen. Bleich, zitternd, keines Wortes mächtig stand Vittoria in der Mitte des Zimmers, das unheilvolle Papier flog in ihrer Hand. An der Pforte lauschte die Jose. Schwerlich wußten Herrin und Dienerin, was sich fürchtbar im Dunkel der Nacht vorbereitete, allein der seltsame Brief, die unheimliche Stunde, der Ort, der zur Zusammenkunft vorgeschlagen war, die Gräuel, die jede Nacht ungestraft in Rom verübt wurden, erfüllten ihr Gemüth mit der schwersten Beängstigung. Doch war Vittoria zu bestürzt oder zu schwankend, ihren Gemahl von seinem letzten Gange zurückzuhalten. Indessen hatte sich das Gerücht von der Abticht Francesco's im Hause verbreitet, der Diener, der ihn begleiten sollte, kam mit der Fackel. Aber zugleich mit ihm nahen sich Donna Camilla und Donna Maria. Sie faßten Francesco's Hände und riefen ihm zu, bei der Liebe, die er ihnen so oft betheuert, von seinem Vorhaben abzustehen. Nun fand auch Vittoria die Sprache wieder und vereinte ihre Bitten und Thränen mit den ihrigen. Zuletzt, als Francesco unerschütterlich blieb und die Flehenden beinahe unwillig von sich abwehrte, fielen sie ihm weinend, jammernnd, beschwörend zu Füßen. So beklagten sie gleichsam im voraus seinen Tod. Ihn aber hatte die Gottheit verblendet und verschloß sein Ohr jedem vernünftigen Rathe. Ungestüm riß er sich los, überschritt die Schwelle und folgte dem voranleuchtenden Diener durch die öde, dunkle Gegend, die vom Esquilinischen Hügel zum Quirinal führt.

Nicht viele Schritte brauchte er die Höhe hinaufsteigen. Aus einem Hinterhalt, bei dem Gartenhause der Sforza, trafen ihn drei Kugeln aus Hakenbüchsen. Aufstöhnend brach er zusammen, der entsetzte Diener ließ die Fackel fallen und entflo. Darauf stürzten die Mörder aus ihrem Versteck und tödteten den schwer Verwundeten mit vielen Dolchstichen vollends. Schon hatte der flüchtige Diener die Kunde des Mordes nach der Villa gebracht, und noch war keine Stunde seit Francesco's Fortgang verfloßen, als man seine Leiche zurück zu den klagenden Frauen trug.

Bei dem Jammergeschrei dieser Unglücklichen, in dem Entsetzen und der Verstorung der Freunde und der Dienerschaft bewahrte nur der Cardinal eine wahrhaft erhabene Ruhe und Würde. Er betete für die Seele des so plötzlich und so unvorbereitet Dahingerackten, er tröstete die Gattin, die Mutter und die Schwester. In dieser bitteren und herben Prüfung zeigte Montalto die Gottergebenheit eines Priesters und die edle Trauer eines Weisen. Gerade am andern Tage hielt der Papst ein Consistorium ab, und Jeder erwartete irgend eine Aeußerung des Schmerzes und des Zornes von Seiten Montalto's. Aber mit stiller und großer Fassung nahm dieser die Beleidigungen der anderen Cardinäle auf, und als der Papst Gregor, wie es so seine Weise bei furchtbaren Schicksalsschlägen war, laut weinend und schluchzend auf ihn zukam, den Tod Francesco's bedauerte und den Schuldigen mit seinem höchsten Zorne bedrohte, änderte Montalto nicht einen Zug seines strengen und bleichen Gesichtes. Er dankte in Demuth dem heiligen Vater für seine Theilnahme und bat ihn, seine Untersuchung wegen dieses Vorfalles zu veranlassen, er selbst habe den Thätern, wer sie auch seien, von Herzen verziehen. Einige der Cardinäle meinten zwar, diese Haltung sei nur eine künstelt; der Papst aber soll zu seinen Vertrauten geäußert haben: „Wahrlich, das ist ein großer Mönch!“ Am Abend des Tages, als Montalto mit dem Papst allein war, gab er seinem tiefen Gramme lautere Worte, doch hielt er mit jeder Anklage vorsichtig zurück. Die Stadt wußte es ihm Dank, daß er die Obrigkeit nicht zu Gewaltmaßregeln drängte, wie sie einer solchen Unthat gegenüber nöthig und gerecht gewesen wären, denn Alle fürchteten die Macht und die Wanditenchaaren des Herzogs von Bracciano. Ihn aber bezeichnete heimlich jeder Mund als den Mörder Francesco Peretti's. Keiner wagte die Stimme zu erheben, und doch schrien es sich die Steine zu. Aller Augen waren bang und erwartungsvoll auf Vittoria Accoramboni gerichtet.

(Schluß folgt.)



„Bleich, zitternd, keines Wortes mächtig stand Vittoria in der Mitte des Zimmers...“

er behaupteten, durch Liebestränke sei sein Blut in wilde Gährung und sein Kopf in Verwirrung gebracht worden. Als ob der Liebreiz Vittoria's nicht hinreichend gewesen wäre, auch den besten Mann zu einem Thoren oder einem Verbrecher zu machen! Daß sie sich unglücklich fühlte und sich aus den Fesseln ihrer Ehe heraussehnte, der Jammer ihrer Mutter, vielleicht ihre eigene Klage: Alles mußte ihn antreiben, sie von einem verhassten Joche zu befreien. Ob sich beide heimlich gesehen, sich heimlich verständigt, ist nicht zu erweisen, aber die Schlaueit der Donna Tarquinia wird wohl gewußt haben, die Zusammenkünfte der Liebenden vor Lauschern zu bewahren und auch ihre leisesten Spuren zu vertilgen. In dieser ganzen Tragödie deckt die Mutter die Tochter, als hätte das Schicksal Mitleid mit Vittoria's Schönheit gehabt und sie lieber unglücklich und unheilbringend, als schuldig darstellen wollen.

Ein tiefes Dunkel verhüllte die Verbindung der Accoramboni mit dem Herzoge; weder Francesco Peretti, dessen Verbrechen geplant wurde, noch seine Verwandten, die bedächtige Mutter, der mißtrauische und verschlagene Dheim, ahnten das Geringste von dieser unheimlichen Verschwörung. Die Liebe zu Vittoria hatte Francesco blind gemacht; wie diese Liebe ihn die Schwächen seiner Gattin übersehen, ihre Irrungen vergeben ließ, so vergaß er in ihr die Gefahren, die ihm drohten.

Am Abend des 15. Juli 1581, als die Lichter in der Villa Peretti eben ausgelöscht werden sollten, kam die Jose Vittoria's, eine Mädchen aus Bologna, Caterina mit Namen, die nachher der Hexerei und vieler anderer schändlicher Thaten angeklagt wurde, ganz verstört zu ihrem jungen Herrn gelaufen und überreichte ihm einen Brief. Einer ihrer Brüder, Domenico d'Aguaviva, hatte das Schreiben gebracht. Es war ein überbeifener Mensch, und die Obrigkeit hatte ihn aus der Stadt gewiesen. Aber Francesco beschloß ihn, weil ihn Caterina darum gebeten, und hatte großes Vertrauen zu ihm. Darum öffnete er sogleich das Schreiben, denn nicht um einer unbedeutenden Sache wegen würde ihn

Am folgenden Morgen sehen die Erwachenden die Welt draußen häßlich verändert. Eine graue Wolfenbede legt sich über den Wald, in dessen Zweigen der Regen rauscht, und Nebel kriechen am Rasen hin. Der Wind pfeift und klagt, ohne zum beflügelten Sturm anzuwachen. Man ist in die Zimmer gebannt, in welchen ein trübes Zwielicht waltet. Erst das gemeinsame Tafeln regt die Geister wieder an, nur Leo bleibt trotz der Nähe der Braut einsilbig, und Herr von Wief scheint verdrießlich zu sein. Helene ist anwesend, aber nicht ihr Vater. Nachdem man beim Champagner dem Brautpaar ein

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

V.

Hoch gebracht, erhebt sich Herr von Wief, sieht seine Tochter an, welche ihm verständnißvoll zunickt, und dann die schöne Helene, seine Nachbarin. Diese hält die Wimpern niedergeklappt.

Papa Wief ist sehr roth im Gesicht; das Desjertmesser in seiner Rechten klappert aus Glas, denn die Hand zittert.

Aller Augen richten sich auf ihn. Eine Weile hört man den Regen, den Wind ...

Endlich findet der Aufgeregte Laut und Wort:

„Meine Damen und Herren — Sie waren gestern die freudigen Zeugen eines freundlichen Familienereignisses — oder vielmehr die freundlichen eines freundigen — Unterdessen hat sich — was Sie ebenfalls überraschen — wie es mich selbst überrascht, ja, ich möchte sagen, erschüttert hat — denn in meinem Alter — obwohl ich dem Himmel, was meine Gesundheit anbelangt und Clast — Clastziti — Clasticität — ja — und um auf besagte Ueberraschung zurückzukommen, so erlauben Sie mir, Ihnen meine lebenswürdige, hochbegabte Nichte in der Person des Fräulein Waldemar vorzustellen!“

„Möge,“ fährt er fort und hat, indem er die Hand Helene's ergreift und das Mädchen zu sich emporzieht, mit der frei werdenden Herzenswärme auch das Wort leichter fließend; „möge Dein Eingang gesegnet und dies Hans Deine zweite Heirath sein. Gottes Fügung schickt Dich mir eben in den Tagen, die mich an die Einsamkeit des Alters mahnten. Freilich werde ich auch Dich nicht an mich ketten können, aber mein Herz hat Dich für immer gefunden, meinem Herzen bist Du fortan nächst Wanda das theuerste, holdeste Gut. Lohne diese meine Zärtlichkeit dadurch, daß Du bei mir glücklich bist, Helene!“

Herr von Wief sieht seine Umgebung durch einen Flor und beginnt, gleichsam um sich der Wirklichkeit zu versichern, Alle der Reihe nach zu umarmen. Seine Tochter schluchzt am Busen Helene's; diese selbst aber kann nicht weinen. „Sei überzeugt,“ hatte der eigene Vater ihr gesagt, „daß Dein Onkel nicht dem Herzen folgt, sondern den Umständen sich fügt. Wenn Du zufällig häßlich und schlecht erzogen wärest, würde er Dich trotz meiner Diplomatie und seiner Gutmüthigkeit verläugnen ...“

Gleichwohl leuchten ihre Augen in feuchtem Schimmer, sie feiert ja den ersten Erfolg!

Leo Holberg aber feiert einen Sieg über sich selbst. Hatte er sich schon vor der Tafel das Wort abgenommen, keine Vergleiche zwischen dem Meteor und seiner Braut anzustellen, so will er sich jetzt für immer binden. Er tritt zu den beiden Mädchen, schlingt mit mehr Gutmüthigkeit, als Grazie den linken Arm um Wanda und streckt die Rechte Fräulein Waldemar hin.

„Gestatten Sie auch mir, Sie willkommen zu heißen,“ spricht er. „Seien Sie meinem Herzensschatz, meiner Braut eine treue Freundin!“

Nun ist Herr von Wief der Alp von der Brust. Er hat die innigste Ueberzeugung, sehr gut zu sein, und sein strahlender Edelmuth gibt auch Helene, auf welche der Schatten ihres Vaters fiel, wieder freundlichere Farben. Der greise Herr weidet sich am Anblick der beiden Mädchen und verzichtet, um ihrer Nähe sich zu freuen, sogar auf die Cigarre. Außer ihm bleibt der ältere Holberg bei den Damen zurück. Die anderen Herren begeben sich, die Einen in den Billardsaal, die Anderen in ein mit türkischen Teppichen, Vorhängen und Divans behaglich ausgestattetes Erkerzimmer, um bei Kaffee, Liqueuren und Cigarren zwanglos zu plaudern.

Die Dämmerung droht früh in völlige Nacht überzugehen. Man bringt Lampen in die Salons und zündet die bunte Ampel im Erker an.

Beim Schein derselben sitzen Egon Holberg, der Arzt von Mödn, der Diplomat — Legationsrath Burg — und dessen Gehimfretär Titus.

Letzterer ist ein koboldartiger uralter Jüngling, lederfarben und so dürr, daß kein Schneider der Welt ein Kleid ihm „sitzen“ machen kann. Er ist nicht ohne Talent und hat mannigfache Kenntnisse, doch die Angst um das liebe Brod hielt sein leibliches und geistiges Wachstum nieder, eine Angst, welche zu der winzigen Maschine, die gepeist werden soll, in gar keinem Verhältniß steht; sie ist ihm mit zahllosen Runzeln und Fältchen ins Gesicht geschrieben und krümmt seinen Nacken, und er klammert sich thierweg an seinen Chef wie an den letzten Brodlaib in einer Hungersnoth. Zwar hat er einen Familiennamen; doch dieser dünkte dem Legationsrath zu lang, und Titus muß auf seinen Taufnamen „hören“. Nur noch heimlich in der Nacht denkt er zuweilen an seinen Vaternamen, erschrickt und zieht sich die Bettdecke über den Kopf. Er geht schon am Morgen im Frack oder, richtiger, geht schon Morgens in den Frack. Da jedoch nicht so sehr das Kleid den Mann, als der Mann das Kleid macht, so sieht sein Anzug immer rostig, schäbig und schlumpig aus, und weil der Frackentel überm Kragen hinten stets emporguckt, so ist man auch stets in Versuchung, das Kerlchen an den nächsten den besten Nagel zu hängen und auszuklopfen.

„Waren Sie in diesem Erker schon bei schönem Wetter?“ wendet sich der Arzt an Egon. „Die Aussicht auf die See hier ist herrlich.“

„Herr von Holberg,“ bemerkt der Legationsrath, „hat hier nie an Anderes, als an Rauchen gedacht.“

„Nun ja,“ entgegnet Egon, „mein Grundsatz ist: Alles zu seiner Zeit. Nach Tisch ist mir die schönste Gegend ungeheuer gleichgiltig. Außerdem wiegt das Blatt unseres Gastfreundes einen Ocean auf.“

„Wahr! Wief's Cigarren sind vortrefflich,“ sagt Burg; „finden Sie nicht auch, Titus?“

Dem ist der Brand längst ausgegangen. Nichtsdestoweniger paßt er jetzt mit eingezogenen Baden. „Vortrefflich!“ stöhnt er. „Das heißt — Herr Legationsrath rauchen ebenfalls einen Tabak, der — Ach Gott!“

„Apropos vom Rauchen,“ richtet Holberg an den Doctor das Wort, „können Sie nicht meinem Bruder das ewige Cigarettenrauchen unterfragen? Ich bin überzeugt, daß nur der schwarze Kaffee und türkische Tabak an seiner Hypochondrie Schuld sind. . . Wie finden Sie seinen Zustand?“

Der Arzt schiebt die Brille etwas höher. „Im Ganzen recht befriedigend,“ sagt er. „Wenn er nur mehr Bewegung machen möchte!“

„Seit wann ist denn Ihr Bruder Patient?“ fragt Burg. „Ein Herkules wie er!“

Titus richtet sofort den Blick eines Instructionsrichters auf Leo's Bruder.

„Ach bah,“ versetzt dieser, „wenig Bewegung, dickes Blut, eingebildete Sorgen.“ Er lacht auf. „Wenn ich wie er eine Million in Aussicht hätte —“

„Sie betrachteten die Welt mit helleren Augen, als er; das glaub' ich,“ versetzt der Arzt mit der Vertraulichkeit, die Egon als von garcon, der er ist, Jedem gestattet. Aber Burg spricht:

„Geld kann uns das Leben wohl genussreicher, uns selbst jedoch nicht genussfähiger machen. Wenn zum Beispiel Sie, lieber Titus, zufällig eine Million erbten —“

Titus zieht die Augenbrauen und die Stirnhaut in die Höhe. „Nun,“ fragt Egon ihn scherzend, „lieben Sie denn nicht auch das Feu und den Wein und die Frauen?“

„Ach Gott,“ stöhnt der Andere.

„Ich halte Sie für einen kleinen Tartüffe. Haben Sie ihn bei Tisch nicht beobachtet, lieber Burg? Herr Titus machte der niedlichen Gesellschaftin, Mademoiselle Sophie, in einer Weise den Hof —“

Titus hat mit seiner Tischnachbarin nicht zwanzig Worte gewechselt, dennoch windet er sich unter dem forschenden Blick seines Gebieters wie ein Schuldbewußter.

„Haben Sie Heirathsgedanken?“ fragt ihn Burg. „Dann müssen Sie sich beeilen! Wir kehren morgen in die Residenz zurück, und die Herrschaften reisen nach Helmburg. Wer weiß, wann Sie die Dame wiedersehen?“

„Ja, Ihre Coeurdame,“ jagt Egon.

„Steht Ihre Abreise fest?“ fragt der Arzt, an letzteren gewendet, und macht damit den Dualen des Secretärs ein Ende.

„Ja; Bruder Leo wünscht seiner Braut die alte Helmburg und unsern Onkel, der auch eine Antiquität ist, zu zeigen. Anfangs nächster Woche sagen wir der See Adieu und ziehen in die Berge.“

„Ich habe keine Ahnung, wo Helmburg liegt.“

„Helmburg,“ antwortet sofort der Legationsrath, „Marktsteden in der b . . . ischen Provinz D, 1744 Einwohner; dabei das gräßlich Helm'sche Schloß, bis 1803 Abtei.“

„Wird Herr von Wief seine Nichte mitnehmen?“

„Ich hoffe doch!“ ruft Egon lachend. „Das war eine Ueberraschung, wie? capital! Solche Nichten kann man sich gefallen lassen.“

„Verlieren Sie nur Ihr Herz nicht!“

„Bah, ein armer Edelmann wie ich — Und offen gestanden, sie hat mir zu viel Geist. . . Aber —“ Er wirft plötzlich ungeduldig die Cigarre fort und steht auf, „wie denken Sie über eine Partie Whist?“

„Mit Strohmann,“ fällt der Doctor ein, „denn Herr Titus spielt nicht. Doch eine Bedingung: Es darf nicht der Grundstein zu einem Tempel sein! Das war ja heillos gestern! Und Sie sind der Verfäher.“

„Ich bezahle es theuer genug! Doch — kommen Sie!“

Herr Waldemar wartet im Boudoir, das Helene eingeräumt wurde, auf seine Tochter. Ohne Ungebuld. Er hat sich bequem auf das Sopha hingestreckt und liest, die Lampe neben sich, in einer Taschenansgabe von La Rochefoucauld's Maximen.

Endlich — nach elf Uhr — tritt Helene ein.

„Nun, wie gefällt Du Dir in den neuen Verhältnissen?“ fragt Waldemar, indem er sich erhebt.

Er schaut ihr in die leuchtenden Augen.

„Onkel Wief ist sehr lebenswürdig gegen mich,“ erwidert Helene, „und Wanda — meine Cousine, ist nur eitel, nicht ehrgeizig.“

„Sie hat's auch nicht nöthig. Enka, Du bist, wo Du hingehörst. Dein Onkel hat Dich öffentlich anerkannt, er nimmt Dich in sein Haus. . . Nun habe ich meinerseits die conditio sine qua non zu erfüllen: mich zu verloben. Ich erwartete Dich nur, um Dir Lebewohl zu sagen.“

„Müssen wir scheiden?“

„Vorläufig ja. Doch nach aller Wahrscheinlichkeit nicht auf ewig; ich denke noch manches Jahr zu leben. Du sehest im Frühling. Nutze die Zeit! Laß Dich vom Affect anregen, nicht hinreißeln! Handle niemals im Affect! Binnen einem Jahre suche ich Dich auf; dann mußt Du — Nun, denke in Helmburg darüber nach! Und hast Du Dir ein Ziel gesetzt, verfolg' es ohne Erbarmen gegen Dich und Andere! Und so — leb' wohl!“

Er drückt Helene's Hand und küßt ihre reine Stirn.

Da Helene ihn wenigstens hinabgeleiten will, lehnt er es lächelnd ab und geht allein. . . Sie öffnet das Fenster, aber der Thorweg liegt nicht auf dieser Seite. Durch Nacht und Nebel sieht sie die See ans Ufer schlagen. Der windgepeitschte Regen trifft ihr Gesicht. So schließt sie denn das Fenster und horcht in den Corridor hinaus. . . Jetzt ein dumpfes Rollen. Ein Wagen fährt von dannen.

Helene's Lehrjahre sind zu Ende.

Egon ist noch mit dem Bruder auf dessen Zimmer gegangen, um zu plaudern. Allein es kommt nicht zum Plaudern. Der Aeltere bläht dicke Rauchwolken aus dem Schibuk, der Jüngere ist wider seine Gewohnheit nachdenklich.

„Nun hast Du ja doch die armen Verwandten!“ spricht Egon endlich.

Der Andere, zur Gluth im Pfeifentopf niederblickend, zuckt nur die Schulter.

„Alles in Allem,“ fährt daher Egon fort, „können wir mit dem weiblichen Zuwachs zufrieden sein. Diese Waldemar — oder was ist denn nun ihr wahrer Name? — sie könnte ein Herzogthum repräsentiren. Aber auch stolz ist sie wie eine Herzogin und kühl bis ans Herz hinan.“

Sein Bruder blickt rasch empor. „Eine große Seele, sag' ich Dir!“

„Seele?“ ruft Egon spöttisch. „Ich halte Behn gegen Eins, sie hat nicht mehr Seele, als eine Marmorvenus.“

Er gähnt. „Gute Nacht — Und wenn Du bei Kasse bist, borge mir morgen fünfzig Louis'd'or.“

Am längsten brennt im Zimmer des Legationsraths Licht. Er arbeitet mit seinem Secretär bis Eins. Aber Herr Titus findet, trotzdem er so spät entlassen wird, in seinem Thurmgemach nicht so bald den Schlaf, denn Egon Holberg's leicht hingeworfenes Wort ließ einen Pfeil in seinem Herzen. Herr Titus sieht plötzlich die „niedliche Gesellschaftin Mademoiselle Sophie“ in anderem Lichte.

„Ach Gott,“ seufzt er nach langer Ueberlegung, „ein Haus halt für Zwei! Und Alles ist so theuer! . . . Freilich könnten wir dann im Hause waschen, und ich will sie mir gleich fragen, ob sie kochen kann. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode.



achts aber wehten plötzlich mildere Lüfte, und am folgenden Tage war der Schnee zergangen, das Eis aufgethaut, und die für meinen Bericht gezeichnete Initiale des genialen Herrn von Wille nicht mehr opportun. Denn wenn der spiegelglatte Parquetboden sich empfiehlt, wird auch die Fete zu Wasser, und bei nur einem Grad Kälte gibt es kein Schlitten- und Schlittschuhläufergetimmel um eingeschneite Inselchen mehr. So war's vor vierzehn Tagen, und so ist's heute wieder. Doch nun komme,

was kommen mag; lieber, als ich dem künstlerischen Schmutz meines Berichtes, dem reizenden Aentsage, lieber sollen, um jambiisch zu sprechen, sich Text und Bild und Wetter grimmig widersprechen. Und wenn Sie, meine Leserin — oder sehen wir seit Neujahr auf Du und Du? — bei der Lectüre dieses Berichtes weit und breit keine Flocke Schnee erblicken, so ergeht es Ihnen eben nicht anders, als mir, die ich inmitten der Tarlatan-Tarantella des Carnevals die Frühjahrsstoffe notire.

Im Magazin Gerson freilich hört man bereits die Weichen spritzen und weiß man genau, daß es auch in diesem Frühjahr das Costüm sein wird, was die vorläufig etwas fahlen Promenaden schmücken soll. Unterer Rock mit kleiner Schleppe und Garnitur, oberer Rock (Tunika) lang und faltig, dazu Taille mit Schoß; Mantelet oder kurzer Paletot als Vervollständigung des Costüms. Anstatt Tunika und Schoßtaille wird man häufig auch ein Ueberkleid, Paletot mit sehr langem Schoß, entweder vom Stoff der Robe oder von schwarzem Seidenreps tragen.

Von Frühjahrsstoffen werden außer Sammet, Wolle- und Seidenreps, die leichteren tüchähnlichen Stoffe mit kleinem Muster, jedoch einfarbig, zum Beispiel drap anglais, matelas-Stoff etc. bevorzugt sein. Zu Ueberkleidern sollen schwarze Seiden- und Wollreps mit buntfarbigem Blumenplein in Aufnahme kommen.

Zur Garnitur der Costüme werden immer noch Blenden, Volants, Frisuren mit Vorleide verwendet, doch garnirt man den unteren Rock meistens vorn und hinten verschieden. So bringt man zum Beispiel auf den vorderen Bahnen einen breiten Volant, auf den hinteren Bahnen 4 bis 5 schmale Volants an oder umgekehrt, oder man verzert den Rock vorn a tablier mit einer Blende und Frisur, hinten dagegen mit Volants in beliebiger Anzahl. Häufig bringt man auch kurze, an der oberen Querseite abgeschragte Blenden in senkrechter Richtung an. Sehr beliebt ist wollene Guipürespize mit angewebter oder eingeknüpfter Seidenfranze von der Farbe des Stoffes, den sie garnirt, ferner Basementerie aus Seide, reich mit Perlen und Schmelz verziert, endlich Verschönerung von flacher Lige und Rundschürze sowie Stiderei in Wolle und Seide. Als Novität ist eine Franze von Wolle, welche in einer geknüpften Bordüre und in Grelots aus Wollensäckchen besteht, dergleichen ein Streifen Seidenreps, welcher an den Längenseiten schmal ausgefaltet ist und zu Schleifen und Spangen arrangirt wird. Eine sehr solide Garnitur sind Blenden aus Seidenreps in hellerer oder dunklerer Blance als die des Stoffes, an beiden Seiten mit zwei sehr starken Passpoils begrenzt; der innere derselben ist vom Stoff der Robe, der äußere vom Stoff der Blenden. Taille oder Ueberkleid eines so garnirten Anzugs statet man mit einem schawlförmigen oder edigen Krage (a la matelot) und mit großen Revers von Seidenreps aus; auch verzert man das vorn offene Ueberkleid nicht selten mit untergesetzten Westentheilen vom Stoff der Garnitur, welche sehr lang und mit großen edigen Taschenpatten besetzt sind.

Was die Form der Frühjahrs-Mantelets und kurzen wie langen Paletots betrifft, so herrscht größte Mannichfaltigkeit. Man fertigt sie entweder aus dem gleichen Stoff wie das Costüm oder von schwarzem Kaschmir, von Wolle- oder Seidenreps. Die Mantelets pflegen aus einer vorn edigen oder gerundeten Doppelpelertine zu bestehen, welche mit einem kleinen spitzen Capuchon oder auch mit einem großen Shawl- oder Matelotkrage ausgestattet ist. Gewöhnlich ist das Mantelet in der hinteren Mitte geschlitzt, oder es wird dafelbst ein breiter, einer Watte-zufalte ähnlicher Stofftheil aufgelegt, welcher über den unteren Rand des Mantelets hinabreicht und reich mit Basementerie verzert ist. Neben den Doppelpelertinen ist die Havelock-Form sehr beliebt, natürlich ungleich kleiner und zierlicher, als der bekannte „Havelock“ der Herren. Die als sortie für Theater oder Gesellschaft dienenden Mantelets sind meist von einfacherer Form, dagegen sehr reich mit Stiderei oder anderer Garnitur geschmückt. Neu und gewährt ist Stiderei von Gold oder Silber, mit solcher von Chenille abwechselnd; auch Plattstiderei von Seide und Chenille ist elegant. Die kurzen Paletots sind sackförmig oder halbanschießend, mit halbreiten oder sehr weiten und langen offenen Aermeln; am unteren Rande sind diese Paletots gewöhnlich geschlitzt, hinten durch Echarpes oder sehr breite Schlingen und Enden aus Seidenreps verhängert. Auch die Borderteile bilden häufig lange Echarpes oder werden durch untergesetzte Westentheile von Sammet oder Seidenreps ergänzt. Die langen Paletots, welche als Ueberkleid getragen werden, sind größtentheils in dem bekannten Watteau-Stil, hinten sehr lang und bauchig gerafft, oder frackähnlich arrangirt.

Die Frühjahrs-hüte werden ziemlich groß sein und einen hohen Kopf haben. Jüngere Damen werden noch immer die Hüte aus Seidenfilz bevorzugen, welche in der Form den Herrenhüten ähnlich und mit Sammet und Spitze garnirt sind. Außerdem wird voraussichtlich der „Elastische“ mit großer Beliebtheit sich erweisen; der Fond desselben ist von schwarzem oder farbigem Sammet mit Spitze besetzt, Bavolet und Echarpes ebenfalls von Spitze. Die originelle Garnitur des Hutes bildet eine große Schleife aus Seidenreps, welche dem Kopfpuz der elastischen Frauen nachgeahmt ist; sie besteht aus zwei breiten, durch einen Knoten verbundenen Schlingen, denen sich vier gleich breite, ausgefaherte Enden von verschiedener Länge anschliefen, die lächerlich reichen bis auf die Taille hinab.

Die Schleier sind groß, vorn edig oder abgerundet, mit langen und breiten Echarpes, welche hinten gekreuzt oder geschlungen werden. Die kleinen, sogenannten Mäskenschleier werden nicht mehr getragen.

Zur Gesellschafts- und Theatertollette sind schwarze Seidenkleider mit Garnitur von hellfarbigem, zum Beispiel rosa, blauem, goldbraunem, grauem Taffet sehr beliebt. Man stellt aus dem farbigen Seidenstoff Frisuren, Blenden, Echarpes, Revers, sowie Krage und Westentheile her. Sehr gut nimmt es sich aus, wenn solche Taffetgarnitur mit Guipürestiderei von schwarzer Seide verzert sind, welche eine darüber liegende Spitze mitirt.

Veronika von G.

Der Störenfried.

Eine Hofgeschichte.

Silhouetten von Amalie Molière, mit Versen von Joh. Trojan.

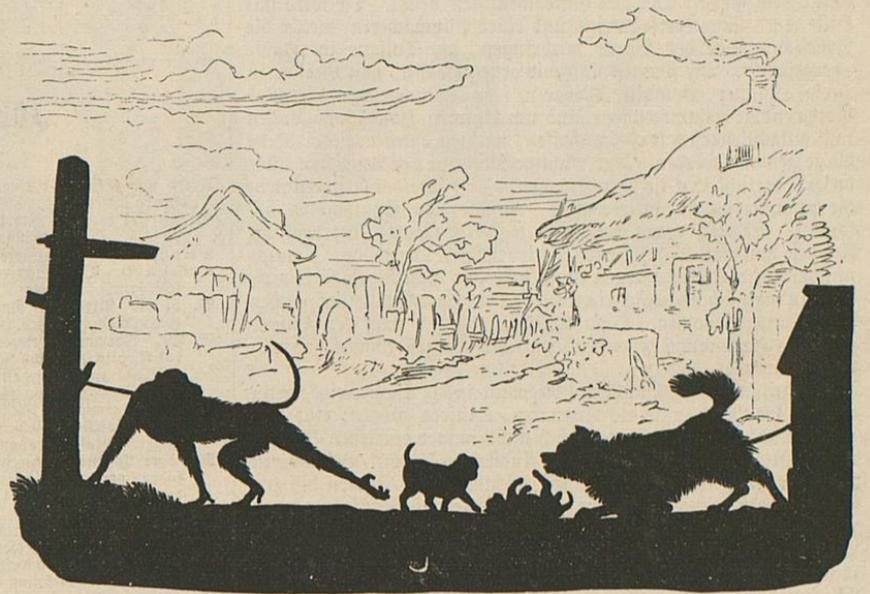


1.

Es war an einem Morgen, als klar die Sonne schien,
Die Lerchen sangen lieblich, der Thau lag auf dem Grün.
Des Hofes Hühner schürften nach Körnlein in Sand und Gras,
Am Gassenstein die Enten besprachen eifrig dies und das.

Da lag vor seiner Hütte Hector, des Hofes Vogt,
Von warmen Sommerlüften die zottige Brust umwoigt.
Zwei zarte Söhnlein spielten um ihn in guter Ruh;
Dem sah von seiner Stange Jodo, der Brasilianer, zu.

Den Mäntereichen freute das Bild der Unschuld nicht,
Er blickte darauf hernieder mit grämlichem Gesicht.
Er sann auf einen Frevler von der schwärzesten Art,
Davon noch lang' am Hofe gejagt und auch gejungen ward.



2.

Die Butterblumen thaten sich auf in voller Pracht,
Da glitt von seiner Stange Jodo gewandt und leicht.
Daß er ein Hündlein greife, rieth ihm sein schnöder Sinn;
Das schuf gar Vielen Kummer und bracht' ihm selber nicht Gewinn.

Entgegen fuhr ihm Hector mit scheltendem Gebell:
„Hinauf auf Deine Stange! Was suchst Du hier, Gesell?
Nach meinen Kleinen seh' ich Dich fahnden mit gier'gem Blick,
Du möchtest schier eins rauben, wenn Dir's verwehrte nicht der Strid.“

Umsonst nach einem Hündlein reißt Jodo seine Hand;
Zu lösen drauf versucht' er die Fessel, die ihn band.
Der diese Fessel knüpfte, ein wenig werther Mann,
Den klag' ich vor der ganzen Bewohnerchaft des Hofes an.



3.

Dem Argen ist's gelungen, der Bande ward er frei;
Ein Hündlein rief nach Hilfe, doch Niemand kam herbei.
Schon naht der Schelm dem Kleinen, das arglos im Sande spielt;
Wie war es Hector leider, daß ihn die starke Kette hielt.

Das Hündlein streichelt grinsend der List'ge mit bösem Muth,
Er nennt sich Ohm, er stellt sich, als meint' er es treu und gut.
Er sucht es an sich zu locken mit süßen Schmeichelei'n,
Von Zucker und Bede spricht er und nennt noch andre Räscherei'n.

Das Hündlein war unerfahren, wie ja die Jungen sind —
(Macht doch die Lust nach Süßem oft selbst die Alten blind!) —
Es folgte dem Verführer, der nahm es in den Arm
Und eilte mit ihm von dannen zu Hector's großem Leid und Harn.



4.

Da riß von seiner Kette der Vogt sich wüthend los,
Es konnte Nichts ihn halten, sein Grimm war allzu groß.
Nach seht' er dem Verberber in rasend schnellem Lauf —
Zu Tod' erschrocken flogen die Spahen vor der Scheuer auf.

Es steht ein alter Eichbaum draußen wohl vor dem Baum,
Weitstreckend sein Gezweige, darin die Vöglein bau'n.
Den hatte sich der Räuber erkoren als Zufluchtsort,
Oh' Hector ihn erreichte, war er mit seinem Raube dort.

Mit dem geraubten Kleinen, das fest er hielt umfaßt,
Sprang er hinauf am Stamme und schwang sich von Ast zu Ast.
Dab' sah er oben sicher, und unten stand voll Schmerz
Der Vogt, des Hündleins Vater — dem brach der Kummer fast das Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Spiegelbilder aus der Gesellschaft.

Berlin.

„Gute Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute,
wenn sie zum kleinsten Gedicht nicht die Gelegenheit gibt“ — lautet ein Epigramm Goethe's, und er gab damit das böse Beispiel, welches seitdem vielfach nachgeahmt worden ist, über die Gesellschaft im Allgemeinen zu spotten und sie als laßigweilig zu verurtheilen. Und doch können wir sie nicht entbehren und doch müssen wir uns ihren ungeschriebenen Gesetzen fügen. Ja wir sollen sie hegen und pflegen als die Culturblüthe, die nur in geordneten Weltlagen gedeiht. Krieg, Krankheit und Revolution, diese Feinde des Menschengeschlechtes, lassen ihre Entfaltung nicht aufkommen. So waren im vorigen Winter alle ihre Knospen fest geschlossen, und es ist ein erfreulicher Anblick, daß sie jetzt doppelt und dreifach aufblühen. Alle Kronleuchter strahlen, und alle Augen leuchten im heitersten Glanz; es gibt kaum eine junge Dame in dieser Zeit, die nicht ein ganzes Wintermärchen von Ballen und Gesellschaften im Kopfe hätte. Die Phantasiebilder schöner Toiletten gestalten sich immer deutlicher, es entstehen wahrhafte Gedichte von rosa Crêpe, Perlen und Blumen. Wolken von Tarlatan, Regenbogen von bunten Bändern, Sterne von Silber und Gold häufen sich im Boudoir und werden von unsern Künstlerinnen der Toilette zu reizenden Wunderwerken zusammengefügt!

Während die Damen, emsig wie Bienen, aus allen Läden sich die duftigen Stoffe sammeln, harren die Herren erwartungsvoll, wie glückliche Kinder auf die Bescherung, sie können sich einbilden, daß Alles nur für sie so herrlich zubereitet werde, und jeder Ball eigentlich nur eine Ausstellung für ihre Kennerblicke sei, doch irren sie hierin zuweilen; die Damen puzen sich eigentlich zu ihrem eigenen Vergnügen und zum Aerger ihrer Mitschwestern; Neid zu erregen ist ihnen fast ebenso sehr Zweck, wie Bewunderung zu ernten.

Spiegelbilder aus der Gesellschaft zu geben ist jetzt in der That eine leichte Arbeit, zu der keine andere Kunst, als Geschwindigkeit gehört, wie die Tischenspieler sagen. Wechselvoller, als ein gerütteltes Kaleidoskop jagen sich die Spiegelbilder, und man braucht nur zuzugreifen, um einige Neflere aufzufangen. Einer der anmuthigsten ist die gesellige Zusammenkunft auf dem Eise, die dieser bisher milde Winter Berlins freilich nur auf gefahrlösen Plätzen gestattet. An der Roussau-Insel besteht eine solide Grundlage von Eis, die sich schon im ersten harten Frostmeter gebildet hat, und jedes Jahr wird die Gesellschaft dort eleganter. Ganze Reihen von Equipagen durchziehen in den Stunden von zwei bis vier Uhr den Thiergarten, um an der Eisbahn entweder für Zuschauer sich aufzustellen oder Eiskünstler hinzubringen. Unter den lustigen Klängen der Blasinstrumente verschiedener Regimenter schwirrt die schöne Welt dort durcheinander; wie auf einem Tanzfeste finden sich die Paare, und die Toiletten werden fast ebenso

jorgfältig wie auf einem solchen zusammengestellt. Pelzüberröckchen von Sammet auf grellfarbigen Unterkleidern, scharlachroth, dunkelblau und grün, sehen allerdings sehr reizend aus, sei es nun schneehell oder trübe Thauluft. In Wien ist übrigens das Eisvergnügen noch besser cultivirt, als in Berlin; man könnte auch bei uns einen Abendcorso veranstalten oder wenigstens eine exklusive Gesellschaft durch höhere Preise erzielen. Für zwei Groschen kann jeder Schusterjunge sich in die gewählteste Quadrille drängen!

Die Hofgesellschaft hat übrigens eine Eisbahn für sich allein in einem entfernteren Theil des Thiergartens einrichten lassen, wo durch reitende Schutzmannen die Zudringlichkeit des Publicums abgehalten wird. Mit Vorreitern und prachtvollem Geläute kommen die Schlitten der kronprinzlichen Herrschaften mit ihren englischen Gästen täglich durch den Thiergarten, sobald es nur immer das Wetter erlaubt. Auch der Kaiser fährt mit seinem einfachen Wagen immer mehrmals an der Eisbahn vorüber.

Wenn die Fenster im Schlosse wie Freudenfeuer durch die abenddunkle Stadt leuchten, und um neun Uhr sich endlose Reihen von Wagen wie Riesenschlangen den Portalen nähern, so bleiben wohl die Vorübergehenden neugierig und neidisch stehen, um sich die „bevorzugte Minderheit“ anzusehen, die das Glück genießen soll, auf einem Schloßball zu erscheinen, aber ganz ohne Schatten sind die Spiegelbilder aus der ersten Gesellschaft auch nicht. Wenn man bedenkt, daß fast jeder Wagen Inzassen enthält, die mit einem Aufwand von Mühen und Kosten dorthin gelangt sind, der in

keinem Verhältniß zu den erwarteten Freuden steht! Eine Mutter mit zwei Töchtern hat für die Anzüge wenigstens ein Kapital von fünfzehnhundert bis zweitausend Thaler verwenden müssen, ächte Spitzen und Diamanten natürlich nicht mit eingerechnet, auch hoher Schneiderlohn nicht, denn wer zwei Töchter hat, muß sich sparsam einrichten, wenn man nicht einige hunderttausend Thaler außer dem Gehalt oder den Gutsinkünften besitzt. Da wird mit Hilfe eines Schneiderfräuleins und einer Putzmacherin, welche die Arbeitsnummer des Bazar mitbringen, die Toilette im Hause „hergestellt“. Die Damen sind wie geheftete Wild von Gerson zu Heße, Vissauer, Bonwit, Meyer u. s. w. herumgejagt, bis alles Nothwendige beisammen war, und um Blumen, Handschuhe, Loden und Atlasstiefeln herbeizuschaffen, mußten dann noch besondere Wege gemacht werden. Der wichtige Moment der Anlegung aller dieser Herrlichkeiten ist so anstrengend, daß jede der Betheiligten, die Kammerjungfer mitgerechnet, Anfälle von Ohnmachten bekommt. Bedenkt man, daß auch noch der Vater einer solchen Familie von Ball-Märtirerinnen die feierliche ungewohnte Staatsuniform und Orden anlegen muß, wobei er auch der Hilfe bedarf, so kann man sich ungefähr ein Bild von der Calamität einer solchen Toilettenzene machen. Dazu bleibt gewöhnlich auch der Friseur aus, die Handschuhe zerreißen, und der Wagen kommt zu früh oder zu spät.

Ganz mühslos gelangt wohl Niemand in die Wagenreihe, wenn auch einige Bevorzugte als Ausnahme existiren mögen; eine Unannehmlichkeit, der auch diese sich nicht immer entziehen können, ist das lange Warten, bis man zum Aussteigen kommt. Bei höheren Kältegraden kann sich dieselbe für leichtbekleidete Damen bis zur Qual steigern. Noch schlimmer gestaltet sich oft die Rückfahrt, wenn man bei der Menge von Wagen den feineren nicht erreichen kann und im Zugwind der Schloßhöfe ausharren muß. Gar manche Gesundheit und mit ihr die Schönheit wird auf diese Weise geopfert. Es gewährt übrigens einen malerischen Anblick, wenn man die halberhöllten jungen Damen auf den Marmortreppen ihrer Wagen harren sieht. Müde und doch noch heiter sitzen oder liegen sie plaudernd und lachend in diesem improvisirten Vivouac beisammen, von ihren Cavalieren umgeben, und unterhalten sich offenbar noch besser, als auf dem Ball selbst.

Die Festlichkeiten bei Hofe werden immer mit einer großen Cour eröffnet, der ein Concert im Weißen Saale folgt; es erscheinen bei dieser Gelegenheit alle Personen, welche der Ehre theilhaftig werden sollen, bei Hofe neu vorgestellt zu werden, und warten die Damen und Herren des Inlandes, welche also nicht durch Gesandten vorgestellt werden, in der Nothen-Gold-Kammer, die Diplomaten und die von ihnen eingeführten Ausländer dagegen im Ritteraal, die Prinzen und Prinzessinnen sind in der Nothen-Sammekammer anwesend. Die Fürsten und Excellenzen warten im Königszimmer, die Generale und die Räte erster Classe in der ersten Vorkammer. Die Damen, welche nicht neu vorgestellt werden, versammeln sich in den Brandenburgischen Kammern. Die sämtlichen jüngeren Offiziere gehen durch die Altdänischen Kammern in die Bildergalerie und stellen sich dort auf beiden Seiten im Spalier auf. Durch diese Reihen muß Alles auf dem Wege zum Weißen Saale passieren, und fürchten sich namentlich die jungen Damen vor dieser Revue, welche sie scheinweise die Laster-Allee getauft haben. Es ist allerdings nicht leicht, durch dies glänzende Gedränge sich mit Anstand und Anmuth zu bewegen, namentlich ist die schwere Schleppe von Seide oder Sammet mit Blumen und Spitzen überladen (manteau de cour genannt) ein großes Hinderniß. Es ist durch die Etiquette vorgeschrieben, diese Schleppe auf dem Arm zu tragen und nur in dem kurzen Augenblick fallen zu lassen, wann die Vorstellung vor den Majestäten stattfindet. Auch die jüngsten Mädchen müssen bei dieser Gelegenheit in großen schweren Schleppen erscheinen, ebenso ist es Vorherrschaft, daß sie Spitzenbarben im Haar tragen, wie man es sonst nur bei Frauen und älteren Damen sieht. Die jungen Gesichter sehen indessen ganz besonders reizend in dieser Hoftracht aus und werden gewiß mehr bewundert, als getadelt, wenn sie durch die Laster-Allee wandeln. Das Concert im Weißen Saal besteht aus Vorträgen von Künstlern ersten Ranges. Die Harmonien mildern sichtlich die peinliche feierliche Spannung, welche bis dahin alle Anwesenden beherrschte. Namentlich beginnt in den Nebenräumen bald eine lebhaftere, wenn auch gedämpfte Unterhaltung. Die aufgezählten „Kammern“ sind natürlich lauter prächtige Salons, die durch den mittelalterlichen Namen nur noch interessanter werden. Man fühlt sich immer feierlich gestimmt in dem alten preussischen Königsschloß, wenn aber Musik es durchdringt, eine glänzende Menge die weiten Räume durchwogt, wird die Stimmung eine erhöhte, besonders im „Weißen Saal“, werden, wohin man freilich nur durch außergewöhnliche Schicksalsgunst gelangt. Die Decoration dieses historisch merkwürdigen Raumes — es werden alle politischen wichtigen Acte darin vorgenommen, z. B. die Eröffnung des Reichstags — ist bei Hoffesten von wahrhaft märchenhafter Pracht. Springbrunnen in Bassins von Spiegelglas, umstellt mit Palmetbäumen, Lorbeern, Maiblumen, Rosen und Hyacinthen plätschern am Fuß der Marmortreppen, von welchen letzteren man den Saal am besten übersieht. Bei Ballen lieben es die hohen Herrschaften auch von den Galerien herab die Tanzenden zu betrachten. Es gelangen übrigens nicht alle Paare zu dem Glück, im Weißen Saale zu tanzen, weil es stets an Raum mangelt, und gewöhnlich das Gedränge so groß ist, daß die Herren nur mit Mühe, zuweilen auch gar nicht zu ihren engagirten Damen gelangen können. Namentlich hat sich in diesem Jahre die Zahl der Eingeladenen oder vielmehr „Befohlenen“, wie der Hofstil lautet, übermäßig gesteigert. Um nun nicht immer Alle zu versammeln, ernen in jedem Winter die exklusiven „Palaisbälle“ statt, zu welchen nur eine kleine Anzahl Theilnehmer gelaufen werden. Bei solchen Gelegenheiten kann man erst die Tentelheit und Huld des Kaiserpaars kennen lernen. In den Räumen des kleinen, aber prächtigen Palais fühlt man sich viel mehr als kaiserlicher Gast. Man durchwandelt die Zimmer, welche die Majestäten sich so wohlthun gemacht haben, und welche den künstlerischen Sinn und edlen Geschmack in allen Ausschmückungen verrathen. Der Schreibtisch in der Epheulaube, auf welchem Kaiserin Augusta so bedeutungsvolle Andenken und Kunstschätze zusammengestellt hat, zieht besonders die Blicke der

Gäste an. Doch wird, wie wir schon oben bemerkten, das Glück, diese geweihten Räume zu betreten, nicht allzu Vielen vergönnt. Es ist eine große Auszeichnung, zu den Palaisbällen, keine geringere aber auch, zu den kleinen Theatralen der Kaiserin befohlen zu werden. Doch von ihnen, sowie von Freud und Leid der Berliner Opernhausbälle im nächsten Bericht.

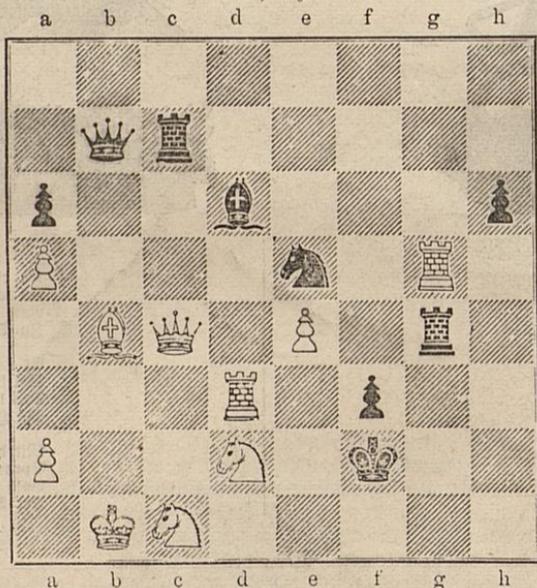
Alexander von P.

Correspondenz.

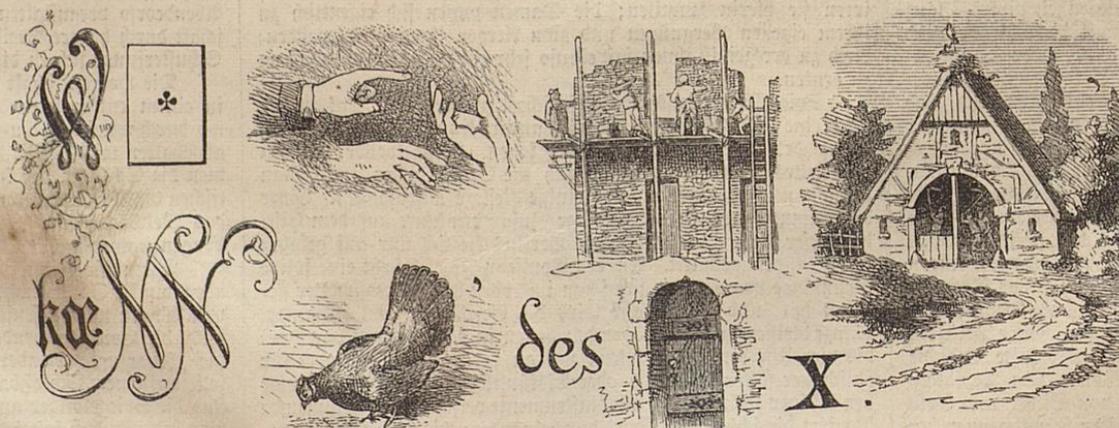
- Ritt und Ellen.** „Alfranz.“: „Die Königin will es.“ Kathinka bittet um Adresse eines Lehrerinnen-Seminars in Schleswig-Holstein.
- Brennffel in W.** Wir bedauern, die gewünschten Adressen nicht geben zu können. Unsere Gründe liegen auf der Hand.
- Bernhardine.** Quackalberei.
- Opheia P.** Ohne nähere Angaben ist eine Beantwortung Ihrer Fragen unmöglich.
- B. v. N. Altona.** Durchaus empfehlenswerth sind die Kochbücher von Georg und Ludovica Hefel, Gräfin Münster und Gouffe.
- G. M.** Normann's schwedisches Zahn- und Schönheitswasser, genannt Anyplos-Aspetin, ist uns nicht bekannt; wir erlauben uns zur Unterfuchung desselben und bitten um Zusendung. Unter dem Namen „Aspetin“ kam vor Jahresfrist von Gagn in Uplala ein Mittel zum Conserviren von Nahrungsmitteln, Fleisch, Milch etc. in den Handel, welches aus Boräure bestand, vielleicht stehen diese beiden Mittel der Zusammenfassung nach in näherem Zusammenhang miteinander.
- Mehrere Abonnentinnen.** Eichenlohe-Flecken entfernt man aus Weißzeug, indem man sie mit gepulvertem Weinäure bestricht, mit heißem Wasser durchseucht und so 24 Stunden liegen läßt; dann spült man mit Wasser nach.
- Cornelia in C.** Gelb gewordene weiße Wollstoffe werden am besten durch Schwefeln wieder gebleicht. Ausführliches über das Schwefeln und den dazu gehörigen Schwefelkasten etc. finden Sie in dem Buche: Wasser und Seife von Wilhelmine Buchholz; Hamburg, Verlag von F. C. Richter.
- Konstant in W.** Der häufige Genuß recht starken Kaffees und Thees ist neben gutem Willen das beste Mittel, sich des übermäßigen Genußes geistiger Getränke zu entöhnen. Näheres hierüber finden Sie in Nr. 39 der Berliner Industrie-Blätter, Jahrgang 1871.
- G. L. in W.** Man wickelt das sogenannte Ueberbein fest in Leinwandbinden ein und bestricht es täglich mit Jodtinctur oder Jodsalbe.
- v. M. in Z.** Waschleberne Handschuhe werden in der Spindler'schen Färberei gefärbt.
- L. S. in N.** Die Porzellanmalerei, ihre Technik und Anwendung für Dilettanten dargestellt von Ch. J. Körner; erschienen Berlin 1870 in L. Gerichel's Verlagsbuchhandlung. Preis 15 Sgr.
- Langjährige Abonnentin in B. . . .** Beschädigte und blind gewordene Goldrahmen bessert man dadurch aus, daß man die schadhaften Stellen mittelst eines zarten Pinsels ganz dünn mit Wasser-glaslösung bestricht und unmittelbar darauf mit Goldbronzepulver überfärbt, den Ueberzug des Pulvers durch schwaches Klopfen entfernt und dann den Ueberzug zum Trocknen hinstellt.
- Die ältere Dame.** Wir haben die älteren Damen niemals vergessen, ihnen vielmehr stets ein Ehrenplätzchen in unserem Journal eingeräumt und für ihre Bedürfnisse bis auf die Fußstapfen für Mama! georgt. Die ältere Dame, welche Mühe hat, und von einer solchen sprechen Sie ja, braucht nur den Bazar zu durchblättern, um Vorlagen genug zu finden; sie hat dann nur nöthig, nach Gutdünken oder Erforderlich hier Etwas hinzu zufügen, dort Etwas fortzulassen, um das ihr Passende zu treffen.
- Marie, H. B.** Sollten Sie unter all den vielen Vorlagen von Garveroben-gewandstücken, welche der Bazar bringt, wirklich nichts Passendes finden?
- Abonnentin in Amerika.** Garniren Sie den Schlafrock mit schwarzem Sammet. Den gewünschten Zwischenjah finden Sie auf Seite 157 d. J. 1871, Abbildung Nr. 20 und 21.
- H. v. P.** Wählen Sie weißen Seidenreps oder Atlas. Als Vorlage mag Ihnen eine der Toiletten auf Seite 41 d. J. dienen.
- M. v. N.** Ein Dessin zu einer Bettdecke finden Sie auf Seite 333 d. J. 1871, Abbildung Nr. 18.

Schach-Aufgabe. Nr. II.

Von J. S. Zukertort.
„S. V.“
Schwarz.



Rebus.



- Landfräulein.** Wenn Sie die Robe nach Ihren Angaben fertigen, so genügen Sie den Anforderungen der Mode vollständig. Franze ist jedenfalls zweckmäßiger, als Sammet.
- Anna H.** Auf Seite 373 d. J. 1871, Abbildung Nr. 63 und 64 finden Sie den gewünschten Schnitt zu einem Rock. Garniren Sie denselben am unteren Rande mit einem breiten in Toffalten gelegten Volant.
- L. L. L.** Schmuckgegenstände und Fächer erhalten Sie in größter Auswahl und Mannigfaltigkeit bei Pohl und Krämer, Berlin, unter den Linden 8 und bei Sauerwaldt, Berlin, Leipzigerstr. 20.
- M. G. in P.** Wenden Sie sich an eine Buchhandlung.
- Abonnentin in G.** Zu moire antique eignet sich weder Tüll noch Atlas; wollen Sie jedoch ein Ueberkleid zur Robe tragen, so wählen Sie dasselbe von Seibengaze oder Spitzenstoff.
- M. L. geb. W.** Dankend abgelehnt.
- Donauweibchen.** Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Alter e. Keiß in P. Das Schnittmuster zur Jacke bringen wir nächsten. Die patentirten englischen Schlittschuhe sind empfehlenswerth.
- L. G. in B. a. B.** Beschreibung sowie Abbildung des Wellenfaltenstiches finden Sie auf Seite 317 d. J. 1871, Abbildung Nr. 24.
- M. v. P. in C.** Wählen Sie eines der vielen Costüme, welche wir gebracht haben, und belegen Sie dasselbe mit Sammet, imitirtem Afrikan oder Pelzstreifen. Das Gewünschte werden Sie bei S. Gerson, Berlin, erhalten.
- Abonnentin auf dem Lande.** „Fröbels Kindererziehung“, durch jede Buchhandlung zu erlangen. — Ihr zweiter Wunsch soll bald berücksichtigt werden.
- Abonnentin.** Das Wobewaren-Magazin von S. Gerson, Berlin, wird alle Ihre Wünsche befriedigen können.
- Abonnentin auf B. bei K.** Wir sind nicht im Stande, Ihnen nähere Auskunft zu geben. Dasselbe wird Ihnen am besten auf eine Anfrage bei jenem Institut zu Theil werden.
- M. Nr. 4.** Unsere Barole war stets: Gleiches Recht für Alle. Jede Toilette läßt sich ebensowohl vereinfachen, wie reicher ausstatten; Ihr Vorwurf ist daher unbegründet.
- Freundin aus Wien.** In dem zu Seite 283 bis 290 d. J. 1871 gehörigen Extrablatt haben wir genaue Anleitung zum Zuschneiden von Roben gebracht; Gesellschaftstolietten bringen wir in nächster Zeit. Die Tapissiergegenstände erhalten Sie in dem Tapissierwaren-Geschäft von C. M. Künig, Jägerstr. 23 oder von O. Krapppe, Leipzigerstr. 129, Berlin.
- Abel.** Uebermanganfarbtes Kali. — Den Stoff lassen Sie in Spindler's Kunstfärberei, Leipzigerstr. 42, Berlin, färben.
- L. H. Hausfrau. Marie. Junge Verheererin. M. N.** Sollen berücksichtigt werden. G. Baum in Berlin wohnt Friedrichstraße 57.
- G. S.** Ihren Brief haben wir zu spät erhalten, um mit unserer Antwort Ihnen nützlich sein zu können. — Ein derartiges Taschentuch eignet sich immer zum Geschenk für eine Braut.
- B. v. G.** Auf Seite 223 d. J. 1871 brachten wir Reitschäume; die Anleitung zur Anfertigung derselben finden Sie in der dazu gehörigen Beschreibung. Die Unterlebung besteht in einem Beinkleid von schwarzer Seide mit Flanell oder leichtem Wollstoff oder aber in einem Beinkleid von Fuchseleder, welches bis zum Stiefel hinabreicht; darüber trägt man einen feinstämmigen geschnittenen Unterrock von Tuch und dann das Reitleid. Ein Chemiset mit Kragen und langen Ärmeln ist selbstverständlich.
- Kleines Ballfräulein.** Was Sie zu einem Kleide aus weißem Tarslatan tragen wollen? Ein Kränzchen von Rosen oder rosa Binden im Haar und passende Bouquets als Garnitur für die Taille und den Rock. Wenden Sie sich an die Blumen- und Federnfabrik von M. Mertens, Berlin, Hansvoigtplatz 5.
- M. B. in B.** Cigarettenasche hat keinen höheren Werth, als den roher Potasche.
- Maria V. in Mähren.** Die Stirnhaare wird das sechs Wochen alte Kind höchst wahrscheinlich ganz von selbst verlieren, jedenfalls rathen wir Ihnen, vorläufig kein Enthaarungsmittel, weder ein chemisches, noch ein mechanisches, in Anwendung zu bringen.
- S. in L. — M. N. in N.** Wir rathen zur Anlage eines Wirthschaftsloos. — Wenn Tischlerlein im Stiche läßt, so versuchen Sie es mit einer Auflösung von 1 Theil Tannin in 4 Theilen Glycerin; die Froststellen sind täglich einmal damit zu bestrichen.
- Elisa in C.** Man soll zwei Nächte und einen Tag lang im Bette bleiben und die in Leimlappen geheilten Hände dabei stets bedeckt halten. Die Hände werden dadurch vom Frost befreit, weich und weiß, es ist indes rathsam, diese Kur nur im Sommer vorzunehmen, da die Haut durch dieselbe einige Zeit sehr empfindlich gegen Frost bleibt.
- Anna Luise.** Lassen Sie das Tischchen von Lindenholz anfertigen; die Platte darf nicht polirt sein; sie wird erst nach dem Malen lackirt. Ein Alphabet bringen wir in nächster Zeit.
- G. E. in M.** Wir wissen nicht, was Sie unter Weinbeersalbe verstehen, können daher Ihre Frage nicht beantworten.
- D. L. in D.** Die auf Seite 20 des Bazar (1872) beschriebene doppeltspundige Feinsterverglasung wird dem von Ihnen beklagten Uebelstand abhelfen.
- Abonnentin aus G. . . .** bei Groß-N. Grodflecke entfernt man aus Wäsche durch Betupfen derselben mit Eau de Javelle, nur muß man Sorge tragen, nachher sofort die Wäschestücke in reinem Wasser gut auszuwässeln. Dauert die Einwirkung der Eau de Javelle längere Zeit, so fügt man dem Spülwasser ein wenig Antichlor (untergeschwelligsaures Natron) bei.
- S. — M. — B.** Schießbaumwolle wird durch Eintauchen von Naumwolle in ein Gemisch von Salpetersäure und Schwefelsäure und nachheriges Auswaschen in Wasser dargestellt. Nähere Angaben über die Bereitung der Schießbaumwolle finden Sie in jedem chemischen Handbuch.
- E. K.** Director des Lazarus-Krankenhaus ist Sanitätsrath Dr. Reinde. Das Haus nimmt etwa 1/2 Unheilbare, 1/2 Heilbare auf. Es besteht eine Station für innere Krankheiten, sowie eine chirurgische Station; eine Kinderstation ist in der Einrichtung begriffen. Das Lazarus-Krankenhaus hat während des Krieges 400 verwundete Soldaten aufgenommen und, ein Beispiel von außerordentlich günstigen Resultaten, sämtliche zum Theil schwer verwundete Krieger geheilt entlassen können (mit Ausnahme zweier Soldaten, die indeß an anderen, mit ihrer Verwundung nicht in Verbindung stehenden Krankheiten starben). Das Lazarus-Krankenhaus ist durch Privatwohlthätigkeit entstanden.
- M. S. in Breslau. Abonnentin aus Schleswig.** Ein nicht bleihaltiges unschädliches Mittel zum Echtfärben der Haare ist das von uns wiederholt empfohlene und seiner Zusammensetzung nach mitgetheilte Kriechcom.
- J. in St.** Gelber Biqué läßt sich sehr gut waschen; waschen Sie die Flecke vor dem Durchwaschen eine Nacht über in Wasser, dem etwas Salmiageist zugelegt ist, ein. Die Kleinflecken pinseln Sie mit verdünnter Eau de Javelle und spülen dann den Stoff in Wasser aus; wie wir uns überzeugt haben, wird die gelbe Farbe durch Chlor nicht verändert; es ist ein echtes Eisengelh.
- Vom Büchertisch.** Der Aufsatz „Ein Mittag etc.“ von Helene, welchen die heutige Nummer veröffentlicht, mahnt uns an die angenehme Pflicht, die zahlreichen Verehrerinnen dieser anmuthigen Feder auf die kürzlich erschienene neue Novellenammlung derselben Verfasserin „Ungeachtet Ge sunden“ (Berlin, Plath'scher Verlag) aufmerksam zu machen. Auch diese Skizzen und Erzählungen haben den gleichen ästhetischen und ethischen Werth wie diejenigen der ersten außerordentlich beifällig aufgenommenen Sammlung. — „Das Verdienstkrenz für Frauen und Jungfrauen. In Urkunde und Bild von F. W. Doestmann. Mit dem Namen Verzeichniß der Virenen. Berlin: Mitscher und Köstel“. Dies Buch, das einen wohl allen Frauen interessanten Stoff erschöpfend behandelt, ist für 20 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen. — „Prof. Ed. Gildebrandt's Reise um die Erde, erzählt von Ernst Koffat“ ist in dritter Auflage erschienen. Das lebenswürdige Werk verdient diesen und jeglichen Erfolg in vollem Maße. Eine sehr dankenswerthe Zugabe sind das Porträt des unverglücklichen Landschafters und eine Reisekarte. — Unsere Leserinnen erinnern sich der trefflichen Aufsätze des Dr. med. Ludwig Poltaender „Ueber Zahnpflanze“, welche vor einiger Zeit im Bazar erschienen. Von demselben Verfasser ist ein kleines Buch herausgegeben worden: „Die Zahnpflanze und ihre Bedeutung. Für Laien und Aerzte. (Verlag von S. E. Oliven in Berlin. Preis: 20 Sgr.)“, ein Buch, das einen hochwichtigen Gegenstand behandelt, den Laien belehrt und seine Lehren wissenschaftlich begründet.

Notiz.

Wir bitten die Leserinnen und Leser, ihre Anfragen und Mittheilungen, die sich auf den belletristischen Theil des Bazar beziehen, entweder an den unterzeichneten Redacteur oder „An die Redaction des Bazar, literarischer Theil“ zu adressiren.
Die Red. des Bazar.